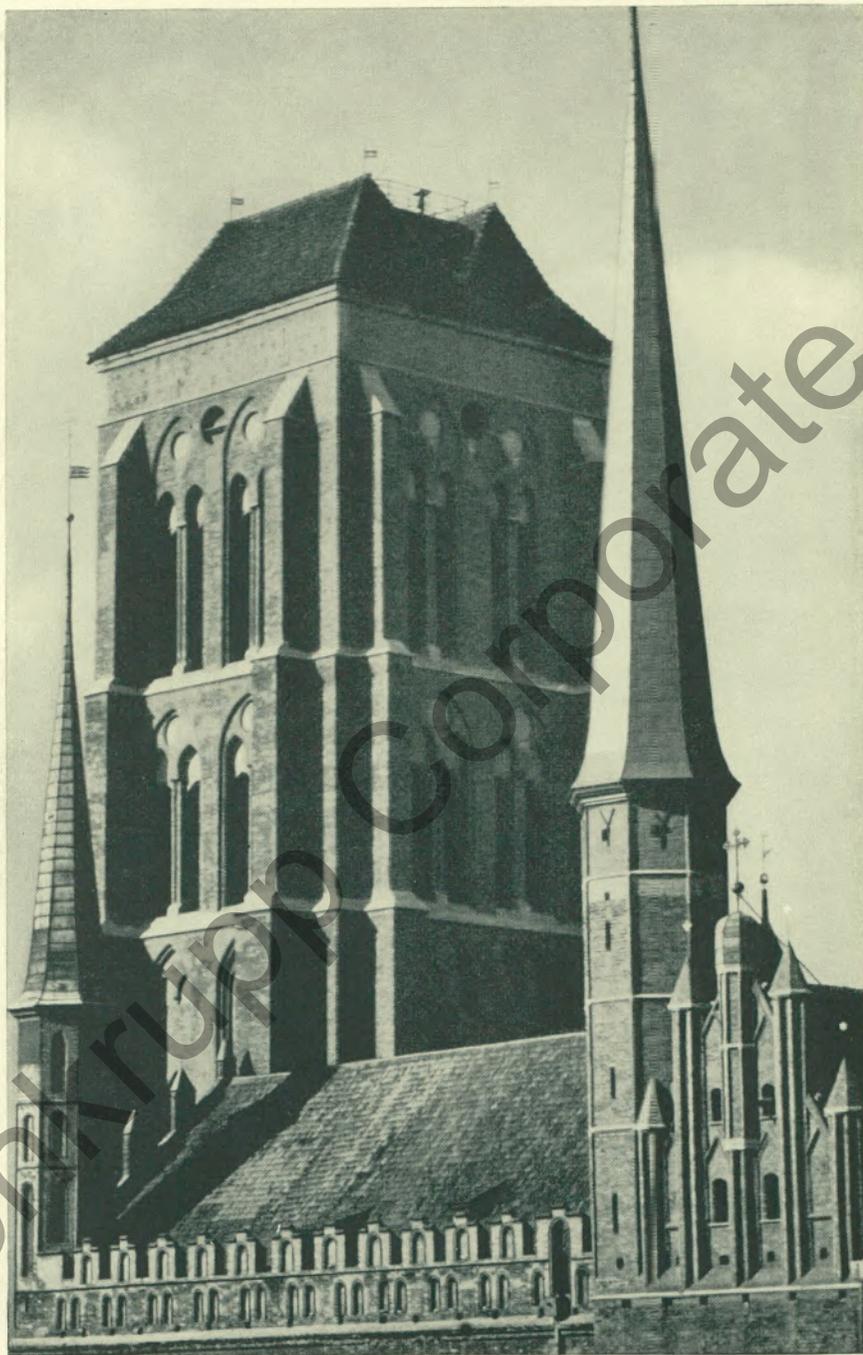


Das Werk



Lichtbild: Erika Schmaus - Bavaria.

Turm der Marienkirche in Danzig.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIX. Jahrg.

Düsseldorf



Juli/August I 1939

Heft 1/8

Das Werk

XIX. Jahrg.

Düsseldorf, Juli/August I 1939

Heft 7/8

Wann beginnt eines Mannes Geschichte? Das Schicksal kommt einen weiten Weg gegangen, und die Geschichte jedes Mannes fängt bei seinem Volke an. Wer in früheren Zeiten etwas bedeuten wollte, mußte eine Tat getan haben. Jedes Leben ist zu einem Werke da.

Hans Grimm.

Gedanken Machiavellis.

Große Menschen bleiben in jeder Lebenslage sich selber gleich. Sie ändern sich nicht, mag das Glück sie erheben oder niederwerfen, sondern behalten ihren festen Sinn, der so eng verbunden ist mit ihrer Art zu leben, daß jedermann leicht erkennt, das Schicksal habe keine Macht über sie. Anders betragen sich schwache Menschen, die, aufgebläht und berauscht vom Glück, alles Gute, dessen sie sich erfreuen dürfen, Fähigkeiten zuschreiben, die sie niemals kannten. So werden sie ihrer ganzen Umgebung unerträglich und verhaßt, wodurch eine plötzliche Änderung ihres Loses entsteht. Sobald sie dieser ins Antlitz schauen, fallen sie augenblicks in den anderen Fehler und werden feige und erbärmlich.

Discorsi III, Kapitel 31.

Titel geben den Menschen keinen Glanz, sondern die Menschen dem Titel.

Discorsi III, Kap. 38.

Die Menschen haben weniger Scheu, jemanden zu kränken, den sie lieben, als einen, den sie fürchten. Denn die Liebe wird durch das Band einer Verpflichtung erhalten, das die Menschen, weil sie gemein sind, jeden Augenblick um ihres persönlichen Nutzens willen zerreißen. Die Furcht aber beruht auf einer Angst vor Strafe, und die verläßt uns niemals.

Principe, Kap. 17.

Es gibt dreierlei Formen von Intelligenz: Die erste ist selbsttätiger Art; die zweite versteht, was ein anderer denkt; die dritte vermag weder selbständig zu denken noch zu verstehen, was man erklärt.

Principe, Kap. 22.

Es ist ein allgemeiner Fehler der Menschen, bei Meeresstille nicht an den Sturm zu denken.

Principe, Kap. 24.

Die Menschen sind viel lässiger, etwas zu ergreifen, was sie haben können, als zu wünschen, was sie nicht zu erlangen vermögen.

Storie Fiorentina, II. Buch.

Oft erreicht man mit weniger Kosten und Gefahren sein Ziel, wenn man ihm scheinbar den Rücken kehrt, als wenn man es hartnäckig mit Anspannung aller Kräfte verfolgt.

Storie Fiorentina, II. Buch.

Wer erkennen will, ob ein (eben abgeschlossener) Friede von gesicherter Dauer werde, muß unter anderem in Erwägung ziehen, wer mit ihm unzufrieden ist und welche Wirkungen diese Unzufriedenheit haben könne.

Brief an Francesco Vettore vom 10. August 1513.

Nur gezwungen tun die Menschen Gutes; haben sie freie Wahl und können handeln, wie es ihnen beliebt, so herrscht augenblicks Verwirrung und Unordnung. Darum sagt man, Hunger und Armut machen die Menschen betriebsam. Gesetze machen sie gut.

Discorsi I, Kap. 3.

Niemals wird ein kluger Kopf an dem Außergewöhnlichen einer Tat Anstoß nehmen, durch die jemand ein Königreich gegründet oder eine Republik geschaffen hat. . . . Denn Ladel verdient nur, wer gewalttätig ist im Zerstören, nicht aber, wer es beim Aufbauen ist.

Discorsi I, Kap. 9.

Wer Gegenwärtiges und Vergangenes überdenkt, gewahrt leicht, daß die Wünsche und Neigungen aller Staaten und Völker die gleichen sind und daß dies immer so war. Wer darum die Geschehnisse der Vergangenheit mit sorgsamem

Fleiß untersucht, wird die Zukunft für jeden Staat voraussehen können und danach die von den Alten bereits angewendeten Maßregeln treffen oder, sollte er keine finden, gemäß der Ähnlichkeit des Falles auf neue sinnen.

Discorsi I, Kap. 39.

Die Welt ist stets dieselbe geblieben, und immer gab es soviel Gutes wie Böses. Aber dieses Böse und dieses Gute wechselten von Land zu Land.

Discorsi II, Einleitung.

Nicht das Wohl des einzelnen, sondern das Wohl der Gesamtheit macht die Staaten groß.

Discorsi II, Kap. 2.

Wenn die Menschen gut regiert werden, suchen und erstreben sie keine andere Freiheit.

Discorsi III, Kap. 5.

Es war in Staatsdingen allzeit verderblich, den Mittelweg einzuschlagen, wodurch man weder Freunde erwirbt noch Feinde beseitigt.

Discorsi III, Kap. 40.

Die trefflichsten Institutionen müssen ohne den Schutz der Waffen ebenso zugrunde gehen wie ein prunkender Königspalast, dessen Räume mit Gold und Edelsteinen geschmückt sind, aber kein Dach zur Abwehr des Regens haben.

Arte della guerra, Vorrede.

Kein Gesetz kann einem Staatswesen verderblicher sein als eines, das von den Gesichtspunkten längst vergangener Zeiten ausgeht.

Storie Fiorentina, III. Buch.

Verächtliche Worte gegen den Feind erzeugt zumeist der Übermut des Sieges oder die trügerische Hoffnung auf einen solchen.

Discorsi II, Kap. 27.

Wenn viele Mächte sich gegen eine verbünden, so läßt sich, mögen sie in ihrer Gesamtheit auch viel stärker sein, nichtsdestoweniger von jener einen schwächeren mehr erhoffen, als von der gewaltigen Kraft der vielen.

Discorsi III, Kap. 11.

Die Grundlage aller Staaten ist ein gutes Kriegswesen. Wo dieses mangelt, können weder die Gesetze noch sonst etwas gut sein.

Discorsi III, Kap. 31.

Männer und Waffen, Gelder und Brot sind die Grundbedingungen des Kriegsführens. Aber von diesen vier sind die beiden ersten die notwendigsten; denn Männer und Waffen finden Gelder und Brot, aber Brot und Gelder finden nicht Männer und Waffen.

Arte della guerra, VII. Buch.

Nicht, wer zuerst die Waffen ergreift, ist Anstifter des Unheils, sondern wer dazu nötigt.

Storie Fiorentina, VII. Buch.

Wo es um Sein oder Nichtsein der Heimat geht, darf nicht gefragt werden, ob gerecht oder ungerecht, mitleidvoll oder grausam, lobenswürdig oder schmachbedeckt, sondern alle Rücksichten müssen samt und sonders zurücktreten vor dem Entschluß, dem Vaterlande das Leben zu erhalten und die Freiheit zu erhalten.

Discorsi III, Kap. 41.

Wer in Besinnung oder durch Taten sich als Feind des Vaterlandes erweist, der soll wie ein Vatermörder betrachtet werden.

Dialogo intorno alla lingua.



Der junge Dante.

Nach einem Gemälde von Giotto.

Dantes Staatsidee als Ergebnis persönlicher Erfahrungen und allgemeiner politischer Zustände.

Von Professor Dr. Friedrich Schneider, Jena.

Mit drei Lichtbildern aus dem Archiv der Fremdenverkehrsleitung, Rom.

Der große Staatsdenker und Dichter, Seher und Prophet Dante Alighieri wurde in den Maitagen des Jahres 1265 in Florenz geboren. Er starb in der Nacht vom 13. zum 14. September 1321 in Ravenna und erreichte mit ein nur ein Alter von 56 Jahren.

Dieses Leben genügte, um es mit unsterblichen Gedanken und Werken auszufüllen. Mehrere Ereignisse trafen zusammen, um das Schicksal Dantes zu einem ganz außergewöhnlichen Erdendasein zu gestalten.

Die Stadt Florenz war damals im Begriff, sich aus einer engen und finsternen italienischen Stadt des Mittelalters zu einer der reichsten Städte Europas zu entwickeln; im Zeitalter Dantes wurden die Grundsteine zu den herrlichen Bauten gelegt, die jedem Italiensfahrer bekannt sind. Bis heute hat ja die Heimat Dantes ihren ganz persönlichen Charakter bewahrt und sich gewissermaßen ein wenig von der modernen Entwicklung ferngehalten, so daß der Ruhm und der Glanz ihrer Geschichte dem Besucher noch heute sinnfällig in der Pracht der Bauten und Museen, aber auch in der engen

Überlieferung entgegentreten. Die Blumenstadt Florenza (il fiore = die Blume) ist die Heimat des Genius Italiens. Die Zahl der großen Florentiner nach Dante: Giotto, Michelangelo, Donatello, Machiavelli, Botticelli, Cherubini und viele andere, ist kaum zu übersehen.

Als Dante geboren wurde, hörte der heranwachsende Knabe die eindrucksvollen Erzählungen von dem Heldenkampfe des staufischen Hauses gegen das Papsttum. Dante hat ja nachmals in der „Göttlichen Komödie“ seine Bewunderung für Barbarossa und Kaiser Friedrich II. — „den zweiten Wind aus Schwaben“ — ausgeprochen und besonders im dritten Gesange des Purgatorio dem blonden, schönen und ritterlichen König Manfred, einem Kind der Liebe Kaiser Friedrichs II. mit der schönen Markgräfin Blanca Lancia, ein unsterbliches Denkmal gesetzt. König Manfred, der staufische Sproß, ist der einzige Mann in der ganzen Göttlichen Komödie, den Dante schön (bello) genannt hat. In der Schlacht bei Benevent im Jahre 1266 fiel der blonde Staufer („blond war er und schön und von ritterlichem Ansehen“, sagt Dante an der

ermähnten Stelle von ihm: *biondo era e bello e di gentile aspetto*), und zwei Jahre später, im Jahre 1268, endet der letzte Staufer, Konradin, auf dem Schafott in Neapel. Der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum griff tief in das Leben der italienischen Städte und Gemeinden ein, wo sich die Gibellinen (Ghibellinen) und Welfen (Guelfen), die Kaiserlichen und die Päpstlichen, nach ihren eigenen Vorteilen bekämpften und befehdeten.

Florenz vor allem war welfisch und das Haupt der Welfenliga in Toscana. Pisa dagegen war allezeit gibellinisch. Nachdem Dante im Alter von neun Jahren die berühmte Begegnung mit der achttjährigen Beatrice gehabt und später in den florentinischen Dichterkreis hineingewachsen war, widmete er sich, mit einer Frau gleich ihm aus angesehenem Geschlechte, Gemma Donati, verheiratet, der Politik seiner Vaterstadt.

Die schöne Stadt am Arno hat in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts große soziale Veränderungen durchgemacht, in deren Verlauf der politische Einfluß des Adels und der alten Geschlechter von dem emporstrebenden Bürgertum und dem einfachen Volke weithin verdrängt wurde. Vor allem aber schlug die große Politik ihre Wellen bis in die städtischen Parteien. Die Entscheidung fiel, als der gewaltige Papst Bonifaz VIII. in Rom regierte. Dante hat sich in Florenz gegen die Politik des Papstes ausgesprochen und büßte seine Stellungnahme mit einer Anklage der Gegenpartei wegen politischer Umtriebe und Annahme fremder Gelder. Die Anklage war unberechtigt. Dante, gerade ortsabwesend in politischer Mission, wies es zurück, die verhängte hohe Geldsumme zu bezahlen und sich zu rechtfertigen — die Folter stand in solchen Fällen im Hintergrund —, und hat seine Vaterstadt nicht wiedergesehen. Die herrschende Partei verschärfte nunmehr das Urteil und verhängte über Dante die Todesstrafe. Sollte er in die Hände der Stadt fallen, so sollte er öffentlich lebendig verbrannt werden. Das Urteil wurde später noch zweimal wiederholt, da Dante es ablehnte, unter entehrenden Bedingungen eine Begnadigung anzunehmen und heimzukehren. Dem Befehle folgend, mußten seine Söhne nach vollendetem dreizehnten Lebensjahre gleichfalls die Vaterstadt verlassen. Fast zwei Jahrzehnte hat Dante im Exil gelebt. Die erschütternde Ungerechtigkeit der Verbannung und der Todesstrafe, die zerrüttete Existenz und das Heimweh haben dann den Charakter geformt, der als einer der hervorragendsten Staatsdenker und größten Dichter im Gedächtnis der Menschheit fortlebt.

Dante hat bis an sein Ende gehofft, die Vaterstadt werde ihr Unrecht einsehen und ihn unter ehrenvollen Bedingungen zurückrufen. Sein wachsender Ruhm, der sich auf seine Einzelschriften und auf das unsterbliche Werk der Göttlichen Komödie gründete, hat die Gemüter am Arno jedoch nicht beeindruckt. Erst spätere Geschlechter haben bitter bereut, daß Florenz seinen und Italiens größten Sohn in das Elend geschickt hat. Darum hat Ravenna, wo Dante am Hofe des Herrn Guido da Polenta in seinen letzten Lebensjahren ehrenvolle Aufnahme gefunden hatte, unsterblichen Ruhm gewonnen und es wiederholt und für alle Zeiten abgelehnt, Dantes irdische Reste der undankbaren Vaterstadt auszuliefern. Kein Geringerer als der große Danteverehrer Michelangelo hatte sich erboten, für Dante ein würdiges Grabmal zu formen. Das Ehrengabmal in der Kirche Santa Croce zu Florenz ist leer. Um das Grab in Ravenna hat der Danteverehrer Mussolini eine „Zone des Schweigens“ legen lassen, um die Menschen von würdiger Haltung vor dieser weisevollen Stätte zu veranlassen.

Die Verbannung und die langen Jahre in der Fremde haben Dante natürlich gezwungen, über die politischen Zustände nachzudenken, die ihm und zahllosen anderen Unglücksgegnossen in den italienischen Städten unsagbare Unbill auferlegten,

ohne daß sich eine Macht dagegen erhob. In ergreifenden und schmerzzerfüllten Worten hat Dante das Schicksal und seine Vaterstadt angeklagt. Aber die Worte vermochten das hartherzige Geschlecht nicht zu rühren.

Da kam um das Jahr 1310 aus dem Norden, aus Deutschland, die Kunde, daß die Kurfürsten wieder einen deutschen König gewählt hätten, dessen Sendboten alsbald in Italien erschienen, um das Nahen des neuen Herrschers anzukündigen, der, hoher Ideale voll, die Kaiserkrone in Rom erwerben und Italien und der Welt Frieden und Gerechtigkeit bringen wollte. Keiner Partei zugehörig oder untertan! Man hat Kaiser Heinrich VII., den einstigen luxemburgischen Grafen, die Lohengringgestalt unter den deutschen Kaisern des Mittelalters genannt. In der Tat gehört seine edle Erscheinung zu den Gestalten der Geschichte, die unvergessen bleiben und deren reines Streben unvergänglich ist, auch wenn, wie bei Dante selbst auch, das Schicksal äußerlich gegen ihn entscheidet.

Der Romzug Heinrichs VII. war kein großer äußerlicher Erfolg. Vor allem hat Dantes Vaterstadt Florenz alles daran gesetzt, um Heinrichs Romzug und Herrschaft zu Fall zu bringen! Zuletzt ist der Herrscher an Entkräftung und Enttäuschung in Buonconvento (1313) bei Siena gestorben. Das kaisertreue Pisa hat ihm die letzte Ruhestätte gewährt und seine irdischen Reste in einem der schönsten Grabdenkmäler von der Meisterhand des Lino da Camaino im Dom der Stadt beigesezt.

Das Erscheinen Heinrichs VII. hätte bei kraftvoller Entfaltung seiner Herrschaft dem italienischen Parteihader ein Ende bereitet und Dante und anderen Verbannten die Heimkehr gestattet. Darum war Heinrich VII. für Dante in großartigen Rundgebungen der Retter und Heilbringer, der Gottgesandte und Begnadete. Italien und das Imperium, die ganze Menschheit mußte in einem Reich des Friedens und der Gerechtigkeit dem Endzweck des Lebens, einem Friedensreiche, zugeführt werden. Welche Hoffnungen haben damals Dantes Seele durchzogen! Mit dem Tode Heinrichs VII. brachen alle Hoffnungen zusammen. Dante konnte nicht mehr darauf hoffen, daß eine äußere politische Wendung sein Schicksal anders gestalten würde.

Darum wandte er sich, sein Leid als Leid der Menschheit empfindend, der Welt der Ideen zu, die mächtig genug sein sollten, die Menschheit höheren Idealen zuzuführen. Denn nicht nur ist die Göttliche Komödie ein Kunstwerk von unsterblichem Rang, sondern zu gleicher Zeit ein staatspolitisches Dokument, umrahmt von einer Reihe sogenannter kleinerer Schriften, unter denen die staatspolitische Schrift über die Weltmonarchie einen hohen Rang einnimmt. Es ist das politische Vermächtnis Dantes an Italien und das damalige Imperium und steht in enger Wechselwirkung zu den politisch-geschichtlichen Auseinandersetzungen in der Göttlichen Komödie. Über diese Schrift ist eine Bibliothek zusammengeschrieben worden, denn sie ist ebenso gedankentief wie persönlich erlebt, übrigens mit der publizistischen Literatur jener Zeit doch trotz aller Selbständigkeit der Beweisführung auf das engste verbunden.

Diese Schrift des Verbannten und Heimatlosen, aus persönlichem Leid geboren und veröffentlicht, ist neben den entsprechenden letzten Gesängen des Purgatorio Dantes die entscheidende Quelle für die Kenntnis seiner staatspolitischen Anschauungen über das Reich. Sie gründeten sich natürlich zunächst weithin auf die geschichtliche Entwicklung der Vergangenheit. Erinnern wir uns, daß im Mittelalter Kaisertum und Papsttum die beiden höchsten Organisationen der Menschheit waren und daß keine ohne die andere bestehen konnte. Bei der Kaiserkrönung Ottos des Großen (962) fanden sie sich nach vorherigen Kämpfen wieder. Aber ihre damalige Vereinigung enthielt doch auch wieder die Gegensätze, die zu



Dantes Geburtshaus.

dem gewaltigen dreihundertjährigen Kampfe führten, der beide Teile in ihren Grundfesten erschütterte. Für Italien aber, auf dessen Boden sich der Krieg zwischen Imperium und Sacerdotium abspielen sollte, brach mit der Krönung Ottos und der Verbindung der römischen Kaiserkrone mit dem deutschen Königtum eine neue Zeit an, da nunmehr an Stelle der Anarchie das Imperium, die Ordnung als politische Organisation, trat. Die Gabe der deutschen Kaiserpolitik an Italien in jenen Jahrhunderten ist der Versuch gewesen, das Land durch ordnende Gewalt vor dem Zerfall und Zusammenbruch zu bewahren. Dafür hat die deutsche Kaiserpolitik ungeheuere Opfer an Gut und Blut gebracht. Realpolitisch gesehen, haben die Kaiser allerdings auch aus dem Lande des Bargeldes große Summen herauszuziehen gewußt und durch die Kaiserkrone und Kaiserpolitik ein einigendes Band um die deutschen Stämme geschlungen. Der Kaiser hatte eine Weltfriedensmission als Ordner der Welt, als Fürsorger der Christenheit und Befieger und Bekehrer der Heiden.

Der Untergang des staufischen Hauses zur Zeit des jungen Dante hatte Italien wieder in Parteien und Gegensätze gespalten. Dante selbst war ein Opfer dieser Entwicklung geworden. Sollte die große, ordnende Macht des Imperiums zum Schutze Italiens und der Menschheit nicht zu neuer Wirkung erweckt werden können? Das Imperium oder die

weltliche Monarchie erschien Dante als die über alles, was dem Begriffe der Zeit unterliege, ausgeübte Alleinherrschaft.

Dafür beantwortet Dante drei Fragen: die Notwendigkeit dieser Alleinherrschaft; die Berechtigung des römischen Volkes zur Aneignung dieser Herrschaft und die Frage, ob die Autorität der Monarchie und des Kaisertums unmittelbar auf Gottes Anordnung oder auf der Institution des Stellvertreters Gottes beruhe. Daraus ergeben sich die Aufgaben, die geschichtliche Entwicklung und die Ausgestaltung der „Monarchie“ im römischen Imperium und endlich der unmittelbare Ursprung dieser Gewalt von Gott!

Staat und Kirche, Königtum und Priestertum, Imperium als weltordnende Macht der Gerechtigkeit und des Friedens beschäftigen also die Gedankenwelt Dantes über die Staatsführung. Das Imperium hat seinen unmittelbaren Ursprung von Gott! Die Größe dieser Anschauung und ihre sittliche Bedeutung für die Staatsführung sind gar nicht zu überschätzen. Dante hatte den Staat längst als etwas Notwendiges erkannt, der für ein hohes Ziel geschaffen sei, für Frieden und Kultur. In ihm müssen sich die Ideen der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Liebe bewahren. Der (Welt-) Monarch steht über allem: er begehrt nichts mehr, da ihm alles untersteht. Er ist der gegebene Schutzherr der Gerechtigkeit auf Erden.

Diese Monarchie der Gerechtigkeit ist für Dante gleichbedeutend mit dem Imperium.

Aber wie kam Dante, der Italiener, dazu, sich zu solchen großartigen Vorstellungen durchzuringen? Es handelt sich dabei beileibe nicht um verschwommene politische Träumereien, sondern um klare und zwingende Gedankengänge:

Dante war Florentiner. In den zwei Jahrzehnten des Exils und der Wanderung lernte er weite Strecken und gegensätzliche Verhältnisse der engeren und weiteren Heimat kennen. Die Zustände des parteienzerrissenen Italiens griffen ihm an das Herz.

Italien war aber nur ein Teil des Imperiums, des Reiches, das freilich seinerseits dem Menschheitsgedanken dienen sollte. Je größer die Bitternisse, je verzweiflungsvoller die allgemeine politische Lage, um so fester und unerschütterlicher senkte sich der Glaube an das Imperium und den Retter in das heiße Herz des heimatlosen Verbannten. Als nun Heinrich VII. den Boden Italiens betrat und durch hohe Gerechtigkeit und veröhnende Unparteilichkeit das unglückliche Land dem Frieden und besseren Zeiten entgegenführen wollte, zerschellten seine Hoffnungen bald an den Mauern widerspenstiger Gemeinden und Städte, die selbständige Politik treiben wollten und sich zum Teil gegenseitig stützten. Die Seele des Widerstandes war, wie erwähnt, Dantes Vaterstadt Florenz.

Florenz und Italien blieben für Dante bei allem Wechsel der liebedurchglühten und haßerfüllten Ausrufe doch immer der Garten des Reiches, der wertvollste Teil des Imperiums, wo in Rom die geheiligten Überlieferungen der Geschichte dafür zeugten. Niemals ist dem Dichter und Denker in den langen Jahren der Hoffnung und Verzweiflung sein mit religiöser Weihe umgebener Glaube an das Imperium zerbrochen. Die Fülle seiner Kundgebungen und Äußerungen ist uns dafür ein zwingender Beweis. In der Überzeugung von der Notwendigkeit und dem Ewigkeitsgehalt des Imperiums ist Dante nie wankend geworden.

Und gerade Florenz widersetzte sich dem herannahenden Retter Italiens! Das arme, arme Italien — wie oft hat Dante diese Worte ausgerufen — leidet inmitten des verwaisteten Reiches ganz besonders und schicksalhaft. Den päpstlichen Hof hat es an Frankreich, nach Avignon, abgeben müssen. Darum mußte es die Ankunft des Imperators mit besonderem Jubel begrüßen, denn er ist nicht nur der Welt Trost, sondern noch mehr, der Verlobte Italiens.

Die universale Aufgabe, die des Kaisers für alle christlichen Völker harret, wird in der Gedankenwelt des Dichters neben eine andere Pflicht gestellt, die dem Herrscher vor allem obliegt. Ohne die vorübergehende Befriedung Italiens, das mit dem Namen Roms dem Imperium den Namen gegeben hat, kann seine Herrschaft nicht gedeihen. Der Garten des Reiches — wie Dante im Purgatorio (VI 105) sein Italien nennt — soll jeden Träger des Reiches vor allen anderen Ländern und Zielen locken. Aber Rudolf von Habsburg und sein Sohn Albrecht I. haben sich als deutsche Könige dessen nicht erinnert.

Darum ist dem neuen König der Römer seine geschichtliche Aufgabe klar vorgezeichnet. Indem er die Macht des Reiches von neuem festsetzt und erweitert, ist er zugleich genötigt, seine ganze Aufmerksamkeit und Liebe dem armen Lande Italien zuzuwenden, wofür ihm ewiger Lohn wird. Sein Weg wird Italien und das Reich und damit alle Menschen einem glücklichen Leben entgegenführen, in dem durch weltliche und geistliche Herrschaft die Sünden im Leben des einzelnen und der Völker unterdrückt werden. Das ist die wahre und hohe Aufgabe des römischen Reiches und Gottes Wille für die menschliche Gesellschaft.

Italien aber, der Garten des Reiches, ist inmitten der Staatengesellschaft ein allerwertvollster Teil. Wie viele liebevolle Einzelheiten weiß Dante über dieses schöne Land

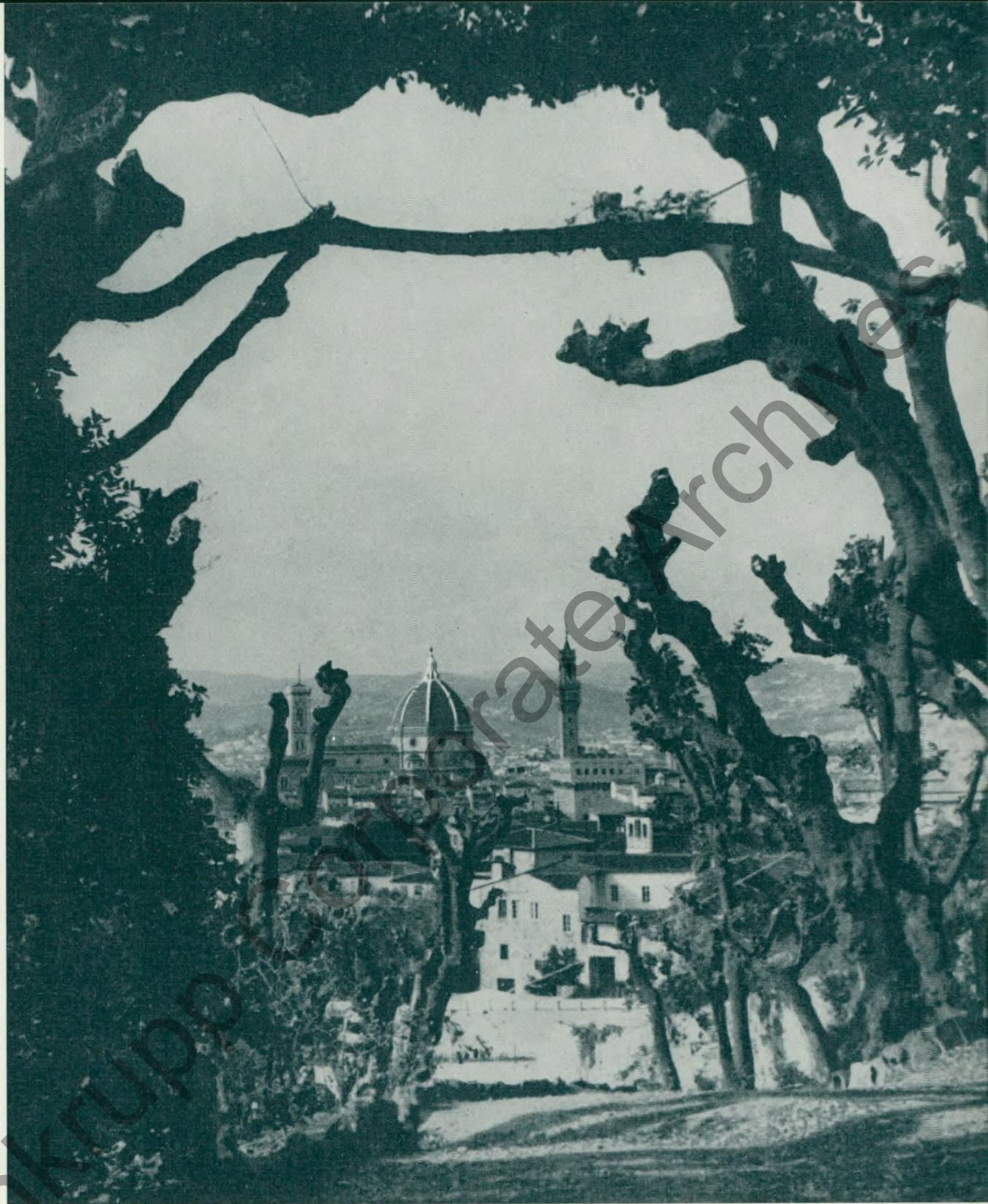
und seine Kultur zu sagen! Aber dem Lande fehlt der Herrscher. Er wird ihm geschenkt durch die Wahl des siebenköpfigen Kurfürstenkollegiums, denn indem sich die Kurfürsten für den zukünftigen Kaiser entscheiden, wählen sie zugleich den deutschen König und den König der Römer, den König Italiens. Diese persönliche Verbindung beider Kronen unter einem Herrscher bedeutet, daß mit der Wahl des deutschen Königs zu gleicher Zeit die Wahl zum König Italiens, zum König der Römer, erfolgt. Weil der gewählte König durch seine Wahl nicht nur deutscher König, sondern vor allem König der Römer wird, winkt ihm die Krone des Kaisertums in Rom!

Mit der Krone Italiens war also die Aussicht auf die kaiserliche Würde verbunden. Das italienische Reich war damit nicht nur die Grundlage, sondern das Herz und der Mittelpunkt des Imperiums. Zu gleicher Zeit ging aber das italienische Reich auch in dem Imperium auf. An dieser Auffassung hielt Dante fest. Damit ist für Dante dem Imperium ein starker italienischer Einschlag gegeben. Die Italiener sehen nach Dante in dem Kaiser nicht nur den Weltmonarchen. Ihnen ist mehr beschieden. Ihre Herzen sollen dem eigenen Herrscher, dem König Italiens, entgegenschlagen. Daher der besondere Gluch, der auf Italien lastet, wenn der Kaiserthron unbesezt ist und damit Italien seines Königs entbehrt. Es ist dann einem Schiff ohne Steuermann im Sturm vergleichbar. Stadt um Stadt stürzt sich dann in haßerfüllten Bürgerkrieg. In der Person Kaiser Heinrichs VII. verkörpern sich für Dante Recht und Gesezmäßigkeit. In ihm erschienen die Eigenschaften des Imperators und des nationalen Königs in der Tat vereint. Die letzten und höchsten Forderungen, die das leidende Geschlecht der Menschen erbitten und erhoffen darf, werden erfüllt werden: Recht und Gerechtigkeit beherrschen den Erdrkreis. Der Imperator, der Welt Herrscher, der Träger der Weltgerechtigkeit wird zu gleicher Zeit der König Italiens sein. Aus dem Lande Italien, dem so oft der Weheruf des verbannten Dante und anderer zahlloser namenloser Unglücklicher galt, steigt das bevorzugte Land empor, das durch den Imperator und seinen eigenen König der Menschheit fortan sein Gesez gibt. Die unauflöbliche Verbindung zwischen Italien und Imperium bestimmte Dantes politische Anschauung. Zahlreiche geschichtliche, geographische und topographische Bemerkungen und klassische Erinnerungen stützen seine Auffassung.

Zwar gehören nach der Auffassung Dantes die damalige Kirche und das Kaisertum zusammen und sind darum unauflöslich miteinander verbunden. Nur ist für den Staatsdenker Dante das Papsttum nicht über das Kaisertum gesezt, sondern beide Mächte stehen unter göttlicher Oberleitung gleichberechtigt nebeneinander.

Nichts ist größer als das Imperium — das ist zuletzt der große Leitgedanke, der Dantes politische Anschauungen über den Staat und das Reich durchzieht und um den seine Gedankenwelt kreist. Es kann dabei im einzelnen nicht an Widersprüchen fehlen, aber der Hinweis und das Ringen um die höchsten Ideale der Menschheit, um die Welt der Gerechtigkeit und des Friedens, hat Dantes Namen immer wieder in der ersten Reihe der Staatsdenker um das Reich aufleuchten lassen. Von ihm gilt auch das Wort, wo er geirrt hat, hat er edel geirrt. Denn wer Dantes Staatstheorie nachsinn und sie in Gedanken in die Wirklichkeit umsezt, steht doch vor einem großartigen Traumbild der Vergangenheit, dem es an tiefer geschichtlicher Einsicht nicht gebricht. Vor allem — es ist entstanden aus persönlicher Verantwortung des Genies vor Gott und aus Liebe für Vaterland und Menschheit.

So ist es wohl auch kein Wunder, daß Dantes Schrift über die Weltmonarchie und das Imperium bereits im Jahre 1559 in Basel bei Johannes Oporinus im Druck erschien, während Dantes Name zuerst auf dem Konstanzener Konzil in Deutsch-



Florenz, vom Boboligarten aus gesehen.

land bekannt wurde, als der dort anwesende Italiener Johannes de Serravalle die Göttliche Komödie ins Lateinische übersetzte, um sie den Anwesenden auf diese Weise bekannt zu machen. Denn der Einfluß des Reichsgedankens, wie ihn Dante ausgesprochen hat, konnte natürlich auf die deutsche Welt nicht ohne Einfluß bleiben. So ist Dante zu einem großen Vertreter des Reichsgedankens geworden, dessen Name in zahlreichen deutschen Schriften aus diesem Grunde immer wieder genannt wird. Er gehört zu denen, die zu dem hohen Ansehen des Reichsgedankens in Deutschland auf ihre Weise mit beigetragen haben.

VII/VIII/7

Nichts ist größer als das Reich — so klingt es uns auch aus den Meisterfingern entgegen, denn „der poet von Florenz“ war Hans Sachs aus anderen Zusammenhängen auch bekannt. Wie denn überhaupt der Einfluß Dankes auf Deutschland, von den deutschen Humanisten an, kaum zu überschätzen ist. Wie könnte es anders sein im Hinblick auf die unsterbliche Gedankenwelt des Dichter-Propheten, dessen Göttliche Komödie vom deutschen Standpunkt aus ein Mittelsaal unserer Geschichte ist und dessen politisch-geschichtliche Darlegungen über Staat und Imperium unseren Traum vom heiligen deutschen Reich immer wieder bereichert und vertieft.

237

Abstieg nach Italien.

Von Friedrich Leopold von Stolberg (1750 bis 1819).

Je weiter wir in Savoyen vorrückten, desto enger wurden die Täler, desto größer die Natur. Wir reisten am zwanzigsten vormittags längst der Isère, die in savoyischen Bergen entspringt, und in Frankreich sich in den Rhône ergießt. Nicht weit von Aliguebelle verbindet sich der Arc mit ihr, welcher uns, bis wir an den Fuß des Genis kamen, entgegen rauschte. Den Nachmittag fuhren wir zwischen hohen Felsenwänden und steilen Bergen. Zwischen Felsen und hoch auf den Bergen grünte junge Wintersaat, schlangen sich Reben, schatteten fruchttragende Bäume bei wildem Gebüsch.

Den einundzwanzigsten kamen wir in Gegenden, welche mich an die in meiner Kindheit von mir angestaunten, nachher für übertrieben gehaltenen Gemälde von den wildesten Berggegenden erinnerten. Aus einem Felsental kamen wir durch schmale Öffnungen in das andere. Einige dieser Täler bestanden nur aus dem breiten Kieselbette des Arc, der im Sommer wasserarm, kleine Felseninseln bildet, welche die fleißigen Landleute mit Gemüse bepflanzen. Zwischen den steilen Felsenwänden, in welche der Weg, bald an der einen Seite des Stroms, bald an der andern, mit unsäglichlicher Arbeit hinein gehauen ist, öffnen sich dann und wann schmale Täler, wo an schwarzen Schiefer sich die Rebe lehnet, oder wo kleine, dem Pfluge unzugängliche Acker grünen, die mit dem Spaten bearbeitet werden. Der fleißige Savoyer trägt manchenmal Erde in Körben auf Felsen, und herunterströmende Gewässer spülen sie zuweilen hinab in den Strom. Kühne, hoch gewölbte Brücken führen über den rauschenden Strom. Wo das Thal sich verengt, wird es ganz von dem Arc angefüllt. Wie kam Hannibal, ehe Wege gemacht waren, durch diese Täler? Das Andenken des großen Mannes war lebendig unter uns: wir sahen die Felsen, unter welchem er mit dem Heer und mit Elefanten diese pfadlosen Gegenden durchzog; unter den vielen Steinen, welche herabgestürzt von den Felsen an dem Strome liegen, sahen wir vielleicht auch diejenigen, welche die wilden Alpenbewohner, zum erstenmal im Heiligtum einer fast unzugänglichen Natur beunruhigt, auf die Karthager herabwälzten. Welch ein Mann, der die große Unternehmung, Rom zu stürzen, mit dieser Unternehmung begann! Dessen großer Geist, selber nicht geschreckt durch Schwierigkeiten solcher Größe, auch seinen Karthagern, den streifenden Numidern, den Spaniern und Balearen, so grenzenloses Vertrauen in ihn eingab!

Die engen Berge verengten den Horizont; wo sie sich öffneten, da strahlten hinter ihnen Schneegebirge hervor, und erhöhten das dunkle Blau der kleinen Himmelswölbung. Von beiden Seiten stürzten Wasserfälle hinab in den Strom.

Wo die Felsenwände nicht zu steil, und durch stürzende Regengüsse nicht ganz entblößt sind, da gedeihen in einer sehr ansehnlichen Höhe Walnüsse und Kastanien. Jedes Fleckchen Erde ist benutzt; aber einige Täler haben kein Fleckchen Erde, die wilden Wogen des Arc rauschen über Steine, und nehmen donnernde Wasserfälle auf, die von senkrechten Felsen herabschäumen. Den Abend kamen wir an in Modane, einem Dörfchen, welches noch fünf Stunden weit vom Fuße des Genis entfernt ist. Wir standen den folgenden Morgen um drei Uhr auf, um eine Stunde nachher unsern Weg fortzusetzen; aber fürchterliche Regengüsse, welche in diesen bergigen Gegenden oft ungeheure Steine und Lannen über den Weg hinab in die Tiefe stürzen, zwangen uns, das Ende dieses Ungewitters abzuwarten. Ein heitrier Morgen folgte der ungestümen Nacht. Um sechs Uhr fuhren wir aus, und sahen bald die Gipfel der Schneegebirge im Rosenglanz der auf-

gehenden Sonne schimmern. Auch die Felsengebirge waren mit Schnee bedeckt. Zwischen dem goldnen Herbstlaube der Birken, und den schon falben Nadeln der Lärchenbäume, schattete am hohen Felsenwege die dunkle Lanne mit ewigem Grün. Aber nach und nach nahm die Vegetation ab, je höher wir uns erhoben. Nur die junge Wintersaat grünte unter den Felsen bis hin an die Ufer des Stroms. Erst eine halbe Stunde von dem Genis sieht man ihn aus diesen Tälern, welche sich krümmend durch schmale Öffnungen an einander hängen. Zu seinen Füßen liegt, in wilder Gegend, das aus rohem Felsenstein gebaute, mit Schiefertafeln (welche, daß der Wind sie nicht hole, mit Steinen belastet sind) gedeckte Städtchen Laneburg. — Wir ritten auf Maulthieren. Der Weg ist steil und sehr uneben, voll großer Steine. Wir waren keine Viertelstunde gestiegen, als wir schon Schnee auf den Lannen und auf noch grünem Laubholz sahen. Nach einer Weile sahen wir nur kleines entblättertes Gesträuch, und statt des Regens, welcher uns im Anfang naß machte, fielen große Schneeflocken. Nach etwas über anderthalb Stunden hatten wir die Höhe, über welche der Weg geht, erstiegen. Dann reitet man ohngefähr drei Viertelstunden in einem breiten Tale, zwischen den hohen Gipfeln des Berges, dessen Höhe man bei weitem nicht ersteigt. Auf diesem hohen Tale ist ein See, dessen Fovellen mit Recht berühmt sind. Wir ließen uns im Wirtshause auf dem Genis einige aufstischen, und trockneten uns vor einem Kaminsfeuer, welches sehr willkommen war: dann setzten wir die Reise weiter fort. Bisher hatte der Genis meiner großen Erwartung nicht Genüge getan, aber er übertraf sie bald, und in hohem Grade, als wir herunter ritten. An einer hohen phantastischen Felsenwand ritten wir steil hinab, dann ging der Weg in beständigem Zickzack, und dennoch sehr jäh hinunter. So steil auch der Berg von der savoyischen Seite, ist er doch viel jäher auf der piemontesischen, und viel höher. Der Semar, ein Bach der aus dem See auf dem Genis entspringt, stürzt tief vom Felsen hinab und bildet einen außerordentlich schönen Wasserfall. Dann rauschet er durch ein hohes Thal, und scheidet Savoyen von Piemont; bei Cusa stürzt er in die Dora, die sich bei Turin mit dem Po vereinigt. So nahm, bei phantastischen Felsen, im Donner des Wasserfalls, das liebe Savoyen einen feierlichen Abschied von uns, und wir ritten wohlgenut hinab in Piemont. Einige Stunden ritten wir in beständigem Zickzack jähe steinige Wege, auf der einen Seite an hohen Felsen, und an tiefen Abgründen auf der andern, herunter.

Wir waren noch eine Stunde vom Fuß des Berges entfernt, als die Nacht einbrach. Es war schon so dunkel, daß ich das Glas meiner Uhr aufmachen mußte, um die Zeit zu sehen. Gleichwohl gingen die Mäuler immer gleich sicher, mit dem Maul an dem Boden, immer unmittelbar am Rande des Abgrunds sich kurz wendend, dann und wann vor dem Abgrunde stehen bleibend, und hinab sehend. Ich stieg zuletzt ab, wiewohl der Gang im Dunkeln äußerst beschwerlich, und kaum der Abgrund vom Wege zu unterscheiden war. Neben uns donnerten Felsenströme herab, deren Schaum in der Nacht fürchterlich schön war. Endlich kamen wir in Novalesa, einem Städtchen am Fuße des Berges, an. Das Wirtshaus ist, nach hiesiger Art, sehr gut, und würde sogar in Deutschland leidlich sauber scheinen.

Gestern fuhren wir durch fruchtbare Täler, zwischen Gebirgen, welche mit Wald bedeckt sind, und zwischen Felsen. Die meisten dieser Täler sind ziemlich breit, und mit großem Fleiß angebaut. Man fühlt es an der gelinderen Luft, man sieht es an den Gewächsen, daß man die Alpen gegen Norden



Der
Gran Paradiso.

Lichtbild:
Kurt Hielscher.

im Rücken habe. Die Reben sind nicht nach deutscher Art, sondern in weit aus einander stehenden Reihen gepflanzt, von Baum zu Baum gezogen, oder von Pfahl zu Pfahl, und hängen über kleinere Seitenlatten, Lauben bildend. Zwischen den breiten Reihen sahen wir bald Stoppeln von türkischem Weizen (Mais), bald jungen Winterweizen. Das Land wird durch breite Furchen in hohe schmale Beeten, wie Gartenbeeten, ohngefähr einer Elle breit, abgeteilt. Doch laufen noch außerdem tiefe Wasserfurchen durch die Äcker. Ich vermutete, daß diese Täler, oft von den herunter strömenden Gewässern der Berge angefüllt, die vielen Furchen und Erhöhung der fruchttragenden Erde notwendig machen. Ähnliche Art zu verfahren, erinnere ich mich in Böhmen gesehen zu haben; doch sind dort die Furchen nicht so breit wie in Piemont, und die Äcker dazwischen in Bogen gewölbt. Viele Maulbeerbäume stehen in Reihen, zwischen den Äckern, zerstreute Pappeln, Walnußbäume, Kastanien. Wir sehen in Gärten Cypressen und Feigenbäume, von einer Höhe, welche sie jenseits der Alpen nicht erreichen.

Es ist ein großer Anblick, wenn man diese Alpen hinter sich

sieht. Sie trennen nicht nur Italien von Savoyen, sie trennen unsere neuere Welt von jener ehrwürdigen älteren, von welcher wir alles, was gesittete Menschen von Barbaren untergebracht, Künste, das Licht der Wissenschaften, ja das heilige Feuer der Religion erhalten haben. Italien war genau mit Griechenland verbunden, dessen Pflanzstädte dem untern Teile dieses Landes den Namen Groß-Griechenland gaben; an drei griechische Völker wohnten in Klein-Asien; ihre Pflanzstädte waren auf der Küste von Afrika und von Asien zerstreut, in Ägypten saßen griechische Könige auf dem alten Thron der Pharaonen, ehe es eine römische Provinz ward. Die Herrschaft Roms vereinigte alle Völker, die das mittelländische Meer umwohnen. Bald hoffe ich am Gestade dieses Meeres zu stehen, dessen Ufer Italien und Sizilien, die Trümmer von Karthago, Griechenlands Festen in Europa und Asien, wo jeder Strom und jedes Vorgebirge durch Fabel und Geschichte berühmt ward, seine besungenen Inseln und das mystische Ägypten. Mit solchen Gedanken sah ich hinter mir die blendende Alpenreihe, in welcher hoch über die andern der Riesenturm sein ragendes Haupt erhebt.



Blick auf Olevano.

Lichtbild: Kurt Hielscher.

Olevano. Von Ludwig Richter (1803 bis 1884).

Sobald wir aus den stillen Gäßchen Livolis herausgetreten waren, nahm uns der alte Olivenwald auf. Der Weg ging den Berg hinab, unten brannte noch ein Lämpchen vor einem einsamen Marienbilde. Der Unbliß hatte etwas Rührendes in dieser Abgeschiedenheit, im tiefsten Schweigen der Nacht, das nur vom leisen Gezirpe einer Ortle unterbrochen wurde. Wir gingen immer an den Abhang der Gebirge hin und trafen weder ein Haus an noch einen Menschen. Die Nacht war sehr schwarz und der Himmel bedeckt; schweigend zogen wir unseres Weges. Aus dem dunklen Buschwerk eines Bachufers ertönte manchmal das Kreischen und wunderliche Geschrei der Reiher und Rehrdommeln, die durch unser Vorüberziehen aufgeschreckt untereinander im Streit gerieten. Zuweilen stimmte einer der Eseltreiber, die mit ihren Tieren ein gut Stück voraus waren, ein Ätorrell an, welches der andere dann in bekannter einförmiger Weise, mit dem langgezogenen Ton am Schluss, beantwortete.

Endlich graute der Tag hinter den dunklen Gebirgen hervor, und am Morgen erreichten wir Palästrina, wo wir nur einen Tag uns aufhielten, herumstiegen und etwas zeichneten. Anderen Tages kamen wir nach Gabi und Verazaro, wo zur Rechten das schön geformte Volker-Gebirge hervortritt und links der schluchtenreiche Monte Serone, eine Hauptheimat der Briganten. Durch Feigen-, Wein- und Ölplantagen stiegen wir nach Olevano hinauf, dessen Felspyramide, mit der Ruine einer Burg gekrönt, vor uns auftauchte. Oberhalb Olevano liegt die Casa Baldi; dort nahmen wir die Fahrt. Es war noch gar nicht lange her, daß diese Gebirgsgegend gewissermaßen entdeckt wurde, denn früher getraute sich kein

Reisender bis hieher in die wilden Berge vorzudringen. Koch war einer der ersten, der durch die Großartigkeit des landschaftlichen Charakters und den Reichtum der Motive angezogen, längere Zeit hier verweilte und Studien zu seinen stilvollen Landschaftsbildern sammelte.

Die Serpentara, von welcher ich soviel hatte sprechen hören, ist freilich ein Stück Erde, wie für den Maler besonders hergerichtet. Eine halbe Stunde von Olevano erhebt sich ein mit Eichen bewachsener Hügel, und zwischen seinen Klippen und zerstreuten Steinblöcken winden sich wilde Pfade auf und wieder herab. Ginster, Wacholder und wilde Rosen wachsen hie und da aus dem edlen Gestein.

Solche Terrainbildung, verbunden mit den malerisch sich gruppierenden Bäumen, gibt nun freilich höchst abwechslungsreiche, formenreiche Vorgründe; von überwältigender Schönheit aber ist die nahe und ferne Umgebung. Zur Rechten, im Abend, das Gebirge der Aquer mit den kühnen Felsenestern Monte Compatri und Rocca di Cavi, weiterhin der schöne Monte Artemiso mit dem fernen Meere; im Süden das Volker-Gebirge und gegen Morgen der mächtige Serone. Kehrt man sich um und schaut zwischen den Stämmen und Wipfeln der Eichen hin nach Norden, da steigt der ganz kahle und schroffe Felsrücken empor, auf dessen höchster Spitze das armselige Civitella liegt. Es machte mir diese bleiche Steinmasse immer einen geheimnisvollen, fast unheimlichen Eindruck, wie eine versteinerte Sphinx. Man denke sich nun, wie durch verschiedene Belichtung und atmosphärische Zustände hier Effekte entstehen mußten, die Herz und Sinn aufjubeln oder auch ganz verstummen machten.

Italien.

Von
Jakob Grimm
(1785 bis 1863).

Der
Leuchtturm in Genua.

Lichtbild: Kurt Hilscher.



Drei Gegenstände sind es, an denen sich in Italien ein offener Sinn laben kann: die Größe und Herrlichkeit der Natur, die reiche Geschichte des Landes, das Zeuge war so vielfacher in das Schicksal der Welt eingreifender Ereignisse, und die allenthalben auf ihm ausgestreuten Denkmäler der Kunst.

Über alles andere aber reicht die Macht der Natur, vor deren ewiger Jugend unsere Geschlechter hinstorben und aus der die Kunst immer nur Stücke hernehmen kann, stolz oder zufrieden sie in ihr engeres Maß zu fassen. Doch den Menschen vermittelt des Künstlers oder Dichters schöpferischer Geist jene göttliche Natur im näheren Bilde.

Wer dem meeresumspülten Italien heutzutage entgegenreist wird sich eine Küste ersehnen, um an ihr rasch hingleitend wie durch Zauber alsbald auf entlegener Stelle zu landen,

gewissermaßen im Besitz der Ferne zu sein, aus welcher ihn nachher langsamere Landwege wieder in seine Heimat führen. Ein über die Alpen bloß landaufwärts Vordringender sorgt immer nicht alles zu erlangen und seine Lust schwächt sich an Zwischenaufenthalten; frisch von Genua aus selbst am römischen Gebiet sehnsüchtig vorübersegeln und Neapel erreichen, heißt zugleich auch sich Rom versichern, und die Lombardei darf man bei der Rückkehr, wie den Herbst nach verlebten Sommertagen, viel ruhiger genießen; Staub gibt es auf der Heimreise doch genug zu schlucken, und die reine Wasserstraße ist, wie die alte Sitte des Händewaschens vor dem Gastmahl, eine den Geschmack erhöhende Vorbereitung. Unter dem heiteren Himmel; der monatelang keinen Tropfen Regen fallen läßt, wird man drei schwüle Tage und zwei kühlende Nächte recht der Wellen froh, deren bald blaue baid



Am Comer See
bei Varenna.

Bild:
Kurt Hiescher

grüne Flut weiß aufschäumt und die Sonnenstrahlen wie den Glanz des Mondes und das Flimmern der Sterne, gleich als sprühte sie selbst von Funken, widerspiegelt. Zur Seite aber folgt dem Schiffenden des Landes Rand mit rein und scharf geschnittenen duftigen Bergen. Diese kühre Gestalt des Gebirgs rechne ich zu den höchsten Vorzügen Italiens und der Alpen; unsre meisten Berge in Deutschland haben runde, zu verschwommen abgestumpfte Formen, die mit träger Schwere ins Auge fallend sich dahin ziehen. Wie eines Weibes edler Wuchs in vollem Ebenmaß seiner Teile angefündigt und von dem ganzen Leib auf die Züge des Gesichts bis zu den im lächelnden Munde bleckenden Zähnen (ein Zeichen der höchsten Schönheit) geschlossen wird, so ist auch den italienischen Gegenden bei ihrem allgemeinen Reiz eine nie ausbleibende Fülle von Einzelheiten eingeträgt, die ihren großartigen Eindruck bewahren. Zwar hat die glühende Sonne das bei uns lachendere Grün der Weizen bald gefengt und ein dort stärker ausdusterdes Laub der Blume gebräunt; doch dies verleiht den schön geformten Siedeln noch männlicheres Ansehn und von ihnen sticht die fahle Farbe der

Olivenwälder desto angenehmer ab; was aber ließe sich dem schanken Aufschuß gekrönter Pinien vergleichen, die den Horizont säumen? Wenn Regen die lechzende Flur erquickt, fällt er großtropfig, nicht fein zerprügt und gemächlich nieder und das Gewitter hat sich schnell entladen. Auf dem Gefilde sind Gärten und ungebaut Land oft nicht zu unterscheiden, gelbblumige Aloe zäunt mit ihrem scharfedichten Blatt sicherer und schöner als Gitter und Mauer; unser Weinstock muß geschnitten an kleinen Stäben aufwachsen, deren Einförmigkeit den poetischen Rebhügeln steifes Ansehn erteilt: dort schlingen sich Ranken der Weinbäume, die in zwanglose Gruppen gestellt sich mit schwerbeladenen Armen wie zum frohen Reigen anzufassen scheinen. Gärten stoßen an Wälder und die Wälder haben die Art fortgesetzter Gärten.

Begen das tosende Neapel ist Rom Aufenthalt der feierlichen Ruhe, und alle Mannigfaltigkeit seines großen Inhalts, eben weil Natur, Kunst und Geschichte fast im Gleichgewicht stehen, lassen einen doch schnell zu erwünschter Besinnung und freier Auswahl gelangen.

Schon wenn man dieser stolzen Stadt, die nun zweitausend

Blick auf Florenz
vom Bialle dei Colli aus.

Lichtbild: Kurt Hiescher.



sechshundert Jahre zählt, auf der Via Appia näher kommt und die edlen Bogentrümmer großartiger Wasserleitungen erblickt, fühlt man sich im Voraus für die alten Römer ungleich mehr eingenommen als für die jüngeren. Ganz Rom bildet ungeheure Steinmassen, allenthalben in endloser Reihe strecken sich Mauern; es ist als hätten die wieder geordneten und die im Schutt liegenden Steine ihre Geschichte, und wären sich bewußt einer andern Bindung, die zusammengestürzt ist. Was würden sie erzählen, könnten sie reden! Wie gewaltig ragt noch immer das stehn gebliebne Alte aus der Kreisen hervor, die spätere Geschlechter dazwischen und an seine Stelle setzten. Die neuen bauen für ihr Treiben und wohnen kleinlich bequem, sind wenn sie darüber hinaus wollen um den Stil verlegen und spielen nutzlos; die alten richteten ihre großen Werke zu ernstern Zwecken des Lebens auf, die wir nicht einmal nachahmen. In Rom geht nichts über den Anblick des Forum, wo man das Kapitol hinter sich, das Kolosseum vor sich hat; dagegen vermögen Engelsburg, Vatikan, Peterskirche gar nicht aufzukommen; bei allem ihrem Aufwand

zeigen sie nur die engere Schranke der neuen Welt. Die Peterskirche, an deren linker Seite der Vatikan allzu dicht klebt, auf der Stelle erbaut, nach welcher die provenzalischen und altfranzösischen Dichter Rom überhaupt seltsam genug Neiron prat, Noiron pré, d. i. Prata Neronis nennen, diese Kirche hat für einen durch die Säulengänge und auf den Stufen Emporsteigenden noch nichts Erhabnes; erst wenn er in ihre innere Halle getreten ist, füllt ihre Größe ihn mit Staunen, das sich aber nicht in ruhige Bewunderung aufzulösen vermag, und ich glaube, die vom Feuer verzehrte Paulskirche an der Stadt entgegengesetztem Ende, wenn sie wieder ganz wird hergestellt sein, muß weit größere Wirkung tun. Auch in dem meisten was die Päpste sonst gebaut haben herrscht leere Pracht und überladner Schmuck, ohne das Behagen der wahren Größe. Besser darauf verstanden sich die Florentiner königliche Paläste aufsteigen zu lassen; aber unter allen Städten Italiens ist es Venedig, dessen wundervolle Gebäude nach dem eigentümlichsten Maßstab des Mittelalters emporgewachsen sind und darum allermeist befriedigen.

Tapferes, heiteres Herz.

Wesen und dichterisches Werk des Nationalpreisträgers Bruno Brehm.

Von Otto Brües.

1. Die Waage.

Mit Recht wird der zuweilen verspottet, der in allem und jedem Goethe zum Beispiel und Vorbild nimmt und, was er treibt und nicht betreibt, auf diese große Gestalt bezieht. Aber wie liegt nicht gerade der Sinn dieses Lebens und dieses Werkes darin, daß der Nachgeborene für alles und jedes dort Rat und Hinweis findet? So muß es wohl sein, wenn wir nicht diese gewaltige Gestalt selbst verengern zu der eines Schriftstellers, eines Mannes also, der das, was er empfindet, auszudrücken weiß, und damit basta! Wenn hier von Bruno Brehm, dem Nationalpreisträger für das Schrifttum in diesem Jahr, die Rede ist, und zwar zunächst mit einem Hinweis auf Goethe, so soll damit nicht alles und jedes im Werk des Zeitgenossen auf den größten Dichter unseres Volkes bezogen, nur eine Lage verdeutlicht werden, aus der jener geschaffen und aus der dieser einen bedeutenden Impuls empfangen hat.

Goethe galt eine Zeitlang als ein unpolitischer Dichter; Rudolf Alexander Schröder hat dagegen einmal in einem temperamentvollen Aufsatz: Das deutsche politische Weltbild im Werk und Leben Goethes Front gemacht. Schröder verweist darauf, daß Goethe in Frankfurt, der freien Reichsstadt, geboren ist und daß er, der in Weßlar „die Ungehalt der Reichsmaschinerie“ kennengelernt hatte, bis an sein Ende vom Geist der Reichsstadt und Krönungsstadt überschattet wurde. Goethe hat ein Jahrzehnt lang im Staatsdienst gestanden und dabei mehr an politischen Einsichten gewonnen als das spätere Geschlecht der Jungdeutschen, die gleichwohl die Politik auf ihre Fahnen schrieben; die große Begegnung seines Lebens war Napoleon, und der mußte es auch sein, als der einzige, der ihm in jener Zeit Widerpart halten konnte. Bei Götz und im Egmont wird das Ringen um die Staatsraison ganz deutlich; aber sofern Politik die Erziehung des Volkes voraussetzt — und ohne sie ist Politik nicht möglich — hat ja gerade Goethe in vielen Dichtungen immer wieder das Wesen der Erziehung umkreist. Und wer wird den alten Faust unpolitisch sehen wollen, den Mann, der Räume vielen Millionen eröffnet und darüber stirbt.

Nun ist immer gesagt worden, von der Lyrik des „Ich geh' im Walde so für mich hin“ oder des „Der du von dem Himmel bist“ führe keine Brücke zu einer politischen Dichtung und Haltung. Das heißt aber die Problematik unbillig vereinfachen. Indem Goethe immer wieder in die Sphäre des Politischen hineintauchte und sich auf seine Weise, die selbst dem alten Feuerkopf Arndt Achtung abgenötigt hat, damit auseinandersetzte, gewann er sich das Recht, zu seiner Stunde unpolitisch zu sein. Und indem er zu seiner Stunde, pflanzenhaft lebend, sich an die geheimsten Vorgänge des seelischen Wachstums hingab und dabei alle andern Beziehungen, Rücksichten und Aufgaben auslöschte, gewann er die Kraft, aus dem Reich, wo kein Wollen und nur die Gnade gilt, zurückzukehren in das Reich, das seiner Natur nach ein Reich von Nüssen und Wollen, von Zwang und Pflicht ist.

Bruno Brehms dichterisches Werk — und darum wurde hier von Goethe gesprochen — scheint seine Frische und Kraft aus einer solchen goetheschen Eigenschaft empfangen zu haben. Er ist in einem hohen Grade politischer Dichter, und er ist es wiederum nicht. Er verläßt den einen Bereich und kehrt in den andern ein, wann es sein Daimon gebietet. Durch Herkunft und Erziehung allzu eng an den alten österreichischen Staat

geknüpft, als daß er nicht durch den Zusammenbruch der Donaumonarchie aufs tiefste hatte verwundet werden müssen, mußte er sich wiederum die Frage beantworten, die das Schicksal auch ihm durch den Niedergang seiner Heimat entgegenwarf. Aber immer wieder verstand es Brehm, diese Fragen beiseite zu schieben und das allgemein Menschliche, das sie ihm und seinen Volksgenossen auferlegte, noch zu weiten. In Sudetendeutschland geboren, hat Brehm eben doch in Wien jene Weihen des Osterreichertums empfangen, die man mozartisch nennen möchte, jene schwebende Heiterkeit, die auch den leidvollsten Vorgang noch verklärt. Wer genauer zusieht, kommt' auch nicht von fern auf den Gedanken kommen, hier dem Dichter vorzuwerfen, daß er das eine und das andere betreibe, wo es nur ein Entweder-Oder gebe. Nein, Brehm spürt die geheime Korrespondenz zwischen dem politischen und dem überpolitischen Bereich. Er weiß, daß sie wie kommunizierende Röhren verbunden sind, ohne daß wir immer die Verbindung selbst sehen müssen. Er holt sich in dem einen Bezirk die Kraft, die er für den andern nötig hat. So bringt er alle diese Dinge ins Gleichgewicht, so ist hier hierin die Waage sein Zeichen, und sie bleibt es auch dann, wenn er nicht im Monat dieses Sternbildes geboren ist — und er ist es auch nicht.

2. Die volksdeutsche Antwort.

Von Bruno Brehm sind drei Bücher am meisten bekanntgeworden, von denen das erste, wie schämig, im Untertitel das Wort Roman hat. Als Bruno Brehm, der in der alten österreichischen Armee als Offizier gestanden hatte und als Hauptmann den Abschied nahm, wieder daheim saß, quälte ihn die bittere Frage nach dem Warum. Warum hat das alles so kommen müssen? Wer hat Schuld daran? Was lehrt der Zusammenbruch? So schrieb er jene drei Dichtungen „Apis und Este“, „Das war das Ende“, und „Weder Kaiser noch König“, in denen er die Antwort sucht. Vor ähnlich angelegten aber weniger guten Büchern hat sich der Leser, der die Reinheit der Form in künstlerischen Dingen als Ausdruck des dahinterstehenden Menschentums noch und wieder wichtig nimmt, immer wieder fragen müssen, ist hier nicht jenes Schwanken zwischen romanhafter Biographie und biographischem Roman, zwischen historischem Roman und romanhafter Historie, durch das alle Gattungen „auf den Hund kommen“; die Biographie und die Historie und der Roman? Ist nicht eine wahre Hochflut von solchen Zwitterwesen erschienen über unsern Niedergang, die lauter Massenware gebracht hat, aber nicht das wesenhafte Werk? Die Lebensmächtigkeit der Brehmschen Romane ist so groß, daß diese Frage wohl überhaupt nicht erst gestellt wird. Ursprünglich hat Brehm gewiß eine „wissenschaftliche“ Arbeit leisten, hat er sich die Geschichte des österreichischen Zusammenbruchs in ihren einzelnen Stappen klarmachen wollen; da aber nun ein Dichter in ihm steckte, ein Mann, dem nichts, was er ausdrücken will, außerhalb der Form gerät, und weil er auch das Schicksal der Ostmark wie sein eigenes fühlte, für das er wie für das eigene verantwortlich war: So entstand aus ganz anderen Quellen als etwa einer kalten Absicht, historische Dinge der Gefälligkeit halber romanhaft darzustellen, entstand aus einem elementaren Rechtfertigungsdrang diese eigenartige Epik.

Der erste Band „Apis und Este“, jener, der noch im Untertitel ein Franz-Ferdinand-Roman heißt, bringt das



Der Dichter
Bruno Brehm.

Lichtbild: Scherl.

Gegenpiel des genialen Stabskapitäns D. Dimitrijewicz und des österreichischen Thronfolgers, das zu der Katastrophe von Serajewo geführt hat. Aber bei dem Erzherzog und bei dem serbischen Soldaten spüren wir bereits, daß es sich nicht allein um zwei Männer handelt, Männer von Fleisch und Blut, die mit einer sorgsamten Psychologie in ihrem Handeln zedeutet sind, als vielmehr um geschichtliche Mächte, die lawinengleich in Bewegung geraten, nach dem Fallgesetz den Weg zu Tal antreten. In dem zweiten Buch der Trilogie, nämlich in

VII/VIII/15

„Das war das Ende“, der von Brest-Litowsk nach Versailles führt, wird die Geschichtlichkeit der Vorgänge noch viel deutlicher. Brehm braucht nun keine einzelnen Helden mehr, keinen Apis, keinen Ete. Die Völker selbst sind die Helden, und die Geschehnisse führen zu dem Diktat, dem Unfrieden von Versailles. Das ist die Darstellung, die der Ostmärker Brehm für ganz Deutschland gibt, aber es bleibt ihm als Österreicher noch die Notwendigkeit, den Untergang der habsburgischen Monarchie zu schildern. Er tut es in dem Bande „Weder

245

Kaiser noch König“ mit einem Titel, der schon die Ruhmlosigkeit dieses Endes andeutet. Der völkische Gedanke, dem die Zukunft gehört, reißt die Völker der alten Monarchie auseinander, und selbst die Ausreisen des letzten Habsburgers nach Ungarn können nichts mehr retten. Schon früh hat Bruno Brehm gesehen, daß der ursprünglich auch von den österreichischen Sozialisten gewünschte und von der Entente cordiale gehinderte Anschluß allein geeignet sei, die Ostmark zu retten. Und diese Bücher führen auf eine solche Entscheidung zu. Er hat sie von je gewünscht, er hat für sie gekämpft. Und das auch in dem Band „Zu früh und zu spät“, in dem er das große österreichische Vorspiel der Befreiungskriege gegeben hat. Und darum war gerade auch er berechtigt, gleich nach dem Anschluß der Ostmark ein Buch herauszugeben, die Schilderung seiner engern und weitern Heimat, die den Titel hat: „Glückliches Österreich“. Denn für ihn war der Anschluß die Erfüllung aller seiner Träume. Durch ihn wurde die Frage, die er auch immer wieder sich gestellt hatte, in einem volksdeutschen Sinn und also bejahend beantwortet; durch ihn heilte auch die Wunde, die im Innern des alten, österreichischen Soldaten nie ganz vernarbt war. Wieder einmal bewahrt sich die Gabe dieses Dichters, in großen geschichtlichen Zusammenhängen zu schauen und sie darzustellen. Ein Satz dieses Büchleins steht da wie ein Schlüssel zu den andern Büchern, zu der großen Trilogie, als von der Absicht des jungen habsburgischen Kaisers gesprochen wird, einen Sonderfrieden zu schließen: „Ich habe diese für uns so bitteren Stunden noch einmal heraufbeschworen, weil nur so das zu bannen ist, was wie ein schwarzer Schatten über unserer Geschichte liegt, und es darf nicht sein, daß uns dieser schrille Mißklang, mit dem dieser Staat geendet hat, seinen früheren Rang und seine früheren Leistungen übertönen. Man darf nicht eines entarteten und mißratenen Sohnes wegen auch die Großen seines Geschlechtes schmähen, und man darf vor allem nicht das, was die andern erkämpft haben, gering achten und aufgeben. Man darf nicht, weil mit allen Traditionsbegriffen Schindluder getrieben worden ist, jede Erinnerung von sich werfen, weil man sonst bei der Heimkehr ins Reich zu wenig mitbringt.“

3. Die Menschen-Arche.

Es ist nun einmal so: von der Epik bleiben zuletzt doch nur die Menschen! Ist es dem Erzähler geblüht, aus den Vorgängen, die er so bunt darzustellen weiß, das Anklitz von Menschen heraufzuleuchten zu lassen, die handeln und nicht handeln, leiden und sich freuen wie wir, die Leser, dann hat solche Epik Bestand. Alles andere, die Schilderung der Atmosphäre einer Stadt oder einer Landschaft oder eines Zeitalters, ist doch nur die freilich unerlässliche Zutat. Und nun ist es bei Brehm gewiß schon so, daß er bei seinen Lesern keine Hypothek auf die großen oder doch durch ihre Stellung in der Geschichte bekannten Namen nimmt, die in der Trilogie vorkommen. Um das zu können, hatte er immer wieder seine Zuflucht nötig in den andern Schaffensbereich, den unpolitischen oder apolitischen. Nur weil er Susanne oder Marie oder Amalie Bistazzi in Wort und Handeln so köstlich zu charakterisieren wußte, konnte er mit wenigen Strichen die Gestalten seiner Trilogie schaffen. Und mehr Raum als für einige Striche war in dem großen Fresko ja auch gar nicht vorhanden. Aber ich muß gestehen, ich liebe Boli noch mehr, Tante Klona, Wladimir, Reichsgraf von Bohuslawski und so viele andere Käuze. „Der lachende Gott“, das ist ein Schulroman, dessen Hauptgestalt

eine strömende Fülle des Lebens hat. Der Humor, der das ganze durchweht, ist vielleicht deshalb so tief, weil er niemals auf die Wirkung um der Wirkung willen ausgeht. Und „Susanne und Marie“ ist der Roman zweier junger Mädchen, die nur ein unaufmerksamer Leser, wenn das Buch beiseite gelegt ist, wieder vergessen kann; denn beide haben soviel Gemeinsames, wie es ihren Jahren entspricht, und soviel Unterschiedliches, wie sich aus ihrer Eigenart ergibt; dazu kommt eine wahrhaft beglückende Fähigkeit, den Menschen in seine Umgebung hineinzustellen und aus ihr zu schauen, ohne nun in einer auf die Spitze getriebenen Milieutheorie etwa die Menschen aus ihrer Umgebung allein zu erklären. Der Mann, der in dem Roman „Ein Graf spielt Theater“ von der Liebe zu den die Welt bedeutenden Brettern entfacht ist, eben jener Graf Wladimir Bohuslawski, kommt nach Hüttnitz, wo er das Majorat übernimmt, „und dieser junge Mann fand es für gut und richtig, zum ersten Rapport seiner Angestellten in einer Tschamara, in dem nationalen Schnürrock der Tschechen zu kommen“. Und das kann nicht gutgehen, denn wie der schnurrige Majoratsherr nun mit den Knechten und Mägden Theater spielen will und ganz Hüttnitz erscheint und kein Mensch versteht, was da gesungen wird, da naht die Katastrophe. Wladimir muß Abschied von dem Majorat nehmen, das er zugrunde richtet. Als ein Herr „Denkau“ geht der Majoratsherr „unters Theater“. Ein wahres Labsal aber für alle, die in einem Buch noch Menschen erleben wollen, Käuze meinerwegen, nur nicht kieselglatt geschliffene Fressen, ist der humoristische Roman „Wir alle wollen zur Opern-Redoute“, zu dem Olaf Gulbransson die Bilder gezeichnet hat. Diese kostbare Erzählung von der Tante Klona, die mit ihrem Kessen und seinen Freunden auf die Opernredoute geht, vereinigt auf kaum zweihundert Seiten in einem Wirbel von Geschehnissen eine nicht geringe Zahl von prächtigen Leuten, die so unverwechselbar dastehen, wie eben gottlob die meisten Menschen noch unverwechselbar sind. Und ich könnte mir wohl vorstellen, daß der alte Wilhelm Raabe, falls er überhaupt geneigt ist, zeitgenössisches Schrifttum zu lesen, diese Erzählung wie auch andere von Brehm mit einem vergnüglichen Schmunzeln dem Kollegen in Elysio Fontane über den Tisch reichen würde.

Damit ist die Zahl der Brehmschen Dichtungen noch nicht erschöpft. „Die schrecklichen Pferde“ etwa, von Hans Meid bebildert, ist eine Schilderung des Welscherzuges nach Eldorado, in der wiederum das geschichtlich Bedeutende ins Epische hinüber verwandelt ist. Vor allem aber sind noch zwei Bände da, in denen Bruno Brehm in knappen Novellen erregende Geschehnisse verdichtet wiedergibt, vor allem aber auch eine Reihe von Kindheitserinnerungen bietet, in denen nun sein: „Ich geh im Walde so für mich hin“ niedergelegt ist, wenn hier an den methodischen Vergleich erinnert werden darf, von dem die Betrachtung ausging. „Das war also unser Glück auf der Waldwiese“, schreibt Brehm einmal, „während hinter den dunklen Föhren und lichten Birken der Himmel vom Schein der brennenden Dörfer und Schlösser gerötet war. Das gehört heute noch mir, während vom Schloß meines armen Vaters kein Stein mehr steht, meine arme Mutter auf der Flucht erschossen worden ist.“ Das spricht die Baronin, der diese Geschichte in den Mund gelegt ist. Brehm aber, der Dichter Brehm, fügt aus verklärter Jugend den Schlusssatz an: „So verhält es sich mit dem Glück — und jeder Mensch hat einmal ein paar solche Wochen genossen, einige solch' kleiner Freuden erlebt, und wenn er hauszuhalten versteht, kann er sich ein Leben lang das Herz an ihnen wärmen.“

Wir bekennen uns zu dem Geschlecht, das aus dem Dunklen ins helle strebt.

Goethe.



Kreuzgang von Saint-Genault in Toul. Lichtbild: Sürfmann.

Das Sterben der Kathedralen.

Von Brunc Brehm.

Reims brennt, Soissons brennt, Amiens brennt, geschmolzen sind die herrlichen Glasfenster, diese Träume von Farben und Licht, und die Kathedralen von Arras und Noyon, die alle wie Riesenschiffe Gottes unter den kleinen Rähnen der Mönchshäuser stehen, sinken dahin. Verwaist stehen die Galerien der sagenhaften Könige von Franken auf den großen Kathedralen, zerflattert sind die Fensterrosen, diese zartesten Blumen der Christenheit, diese holdesten Blüten eines gemeinsamen Glaubens

Verschalt mit Brettern und Sandsäcken sind die drei weiten Tore der Kathedrale von Reims, Rauch steigt aus den glimmenden Hüllen und verdüstert die Blicke der lieblichen Engel im Gewände, läßt die Gesichter der Propheten erstarren, und

unter den Hammerschlägen der Vernichtung zerbröckelt die versteinerte Geschichte des Leidens, der Freude und des Jüngsten Gerichtes.

Über all diese beklagenswerten Städte hinweg wölbt sich jetzt des Teufels furchtbarer Dom, dessen Orgel das Gurgeln der Geschosse, dessen Gewölbe die nach den gleichen Gesetzen wie die Rippen der Dome gekrümmten Geschosfbahnen sind. Und diese Geschosse wieder haben die gleiche Form, als wären sie aus der geheiligten Wölbung der Tore herausgegossen worden. Unsichtbar ziehen nun diese schändlichen Rippen ihr glühendes Gewölbe über die Erde, entspringen aus Flammen und senken sich in vernichtendem Aufschlag mit Flammen in den Boden. Immer enger zieht sich nun dieser Gürtel von

Gestank, Gift, Wolken und Bedrecken um das noch grüne Land, alles Leben welkt unter dem giftigen Weibrauch dieser Teufelskirche, unter den Schwaden des Gases, krähengleich schwirren die Flugzeuge über die verlassene Geisterstadt von Amiens. Wenn die fremden Männer heranstürmen, klagt ihnen aus verlassenen Gehöften das Gebrüll des Viehs und das Gekacker der verlaufenen Hühner entgegen.

Wo Menschen aus dieser Trümmerrüste hervorbrechen, dort zeigt es sich, daß zwischen diesen einander anspeienden, tollgewordenen unendlichen Fabriken und unter diesem Gewölbe des Treulosen, Vernichtenden, Wahlosen und blind Verzehrenden noch Menschen leben, in deren Herzen die Flämmchen der Treue, der Kameradschaft, der Hingebung und des grenzenlosen Opfers flackern. Seht ihr, sie haben in dieser Vernichtung noch ihre alte ritterliche Art zu sterben beibehalten, diese alten Kriegsvölker Europas, diese kleinen Helden, die in Not und Tod zugrunde gehen und beim Vormarsch singend durch die zerstörten Dörfer in das Aufbrüllende hinausmarschieren.

Wiederholt sich nicht alles? Wie sich die Heiligen und Engel, die Propheten und Könige, die Tiere und Frauen in dem weiten Gewände eurer großen Kathedralen verlieren, kaum mehr erkennbar dem sich von unten her emporstakenden, ratlosen Blick, der diesen Überfluß an Gestalten zu entwirren sucht, also entschwindet auch ihr, Nachkommen dieser Dombauer, Märtyrer, Engel, Frauen und Tiere eurer Zeit, zwischen den aufspritzenden Teufelspfeilern unter dem fürchterlichen Gewölbe, werft die Arme empor, starrt aus zerbrochenen Gesichtern unter Gebeten und Flüchen dort hinauf, von wo dieses Höllische auf euch herabbricht. Das alte Übermaß ist wieder da, mit dem ihr euren Gott einst übergroß gebuldigt, und ihr lebt in ihm und sterbt in ihm mit den gleichen Bauerngesichtern, mit den emporgereckten Armen des Jüngsten Gerichtes, mit den Wunden des Gekreuzigten, mit den zermalmten Gebeinen der beiden Schwächer wie die steinernen Gestalten eurer Dome, die nun krachend in der Tiefe zerbersten.

Sind nicht alle die tapfern Völker, die hier gegeneinander stehen, dem Teufel verfallen? Stehen nicht diese niedollendeten Kathedralen schon längst verlassen da, Zeugen einer verfunkenen Welt, Gebirge von Menschenhand getürmt, festgefügte Wohnungen Gottes in einer gottlosen Zeit? So, Europa, zerstörst du dir selbst die unsagbare Schöne der Vergangenheit, die gerade dort am reinsten geblüht, wo sich deine Völker an den Grenzen gemischt und die Hochzeit ihres Blutes mit solchen Bauten gefeiert haben. Denn in all deinen Ländern und drüben über dem Meere in deinem großen Tochterland, da stehen nun im schändlichen Geruch von Öl und Eisen, zwischen saufenden Riemern und blinkendem Metall, deine Mädchen und Frauen und bereiten, alberne Operettenschlager singend, den stählernen, mit Kupferbändern gezierten Tod. Ungesegnet bleibt ihr dürstender Schoß, während die Hände die großen Granaten, die die Form der alten Sinnbilder der Fruchtbarkeit haben, glätten und für den Tod der Männer fetten. Und die Priester dieser Zeit, die teufeldienenden Mönche in den weißen Kitteln, bereiten, fern von den Stätten des Brauens, in ihren Laboratorien neue Kräfte des Feuers und des Giftes. So fern von allem Natürlichem wie alles, was nun eure Fluren frisst, seid ihr geworden, die entfesselten, der Erde abgerungenen Kräfte spotten der Bändigung, sie lassen sich nicht zähmen, sie stehen wider euch auf zu jener Kirche, an die ihr so stolz geglaubt und von der ihr euch ein Leben ohne Mühe erwartet hattet.

Noch seht ihr es nicht, aber es ist bloß eine kleine Probe, die der Teufel hier auf Erden abhält, die immer geahnte, die in tausend Gesichtern erschaut, die so lange hinausgeschobene. Kein Himmel und keine Hölle mehr? So müßt ihr, da es für den Himmel kaum langt, euch selbst die Hölle bereiten. Nicht die Schlechtesten unter euch glauben an dieses Übermächtige,

stürzen jauchzend der Feuerwalze nach, werfen ihr Leben hin und erschauern noch im Tode vor dem Übermächtigen.

Aber seht, nun stehen schon die ersten von euch, die die Zone der Vernichtung durchlaufen haben, in grünenden Wiesen, zwischen goldenen Feldern, fühlen die schwarze Erde, diese Mischung aus Tod und Leben, zwischen den gelben, mageren Fingern, wollen sich nicht mehr aus dem wogenden Korn erheben, denn hier ist gut liegen; jetzt überhören sie die Kommandos, dem solchen Frieden haben sie gesucht, es tut ihnen leid, daß wieder ihre Geschütze die Eisenfaat in diese Unberührtheit streuen.

Dichter heran an die Feuerwalze, die da vorne mit Staub und Rauch, Gift und Eisenhagel donnernd und bestend voranrollt, dicht an ihr bleiben, weiter, weiter! Keuchend hasten die dünnen Linien weiter, verstreuen sich die Sturmtruppen, werfen sich vor tackenden Maschinengewehnestern nieder, pressen das Haupt an die gefolterte, aufgerissene, zermüllte Erde, schöpfen aus der verpesteten Luft ein paar Züge Atem, spähen mit tränenden Augen aus schmalen Gesichtern unter dem Stahlhelm hervor, werfen die Handgranaten, feuern mit einem Maschinengewehr heran, bringen einen schwarzqualmenden Flammenwerfer vor und jagen dann, wenn drüben alles verstummt ist, weiter hinter der donnernden Rauchwand daher. Hinter diesen auftauchenden und verschwindenden Schatten drein heßt die zweite Linie, die schon mehr sehen kann, weil sie nicht unmittelbar dem brüllenden, saufenden Tod in das Auge blicken muß. Da liegen umgeworfene Autos, Konservenbüchsen sind verstreut, in den verlassenen Gräben gibt es Mäntel aus schwerem Tuch und Schuhe aus weichem Leder. Der Kommandant des Reserveregiments mit der hohen Hausnummer muß sehen, daß er seine Leute weiterbringt, damit sie ihm hier nicht hängenbleiben. Da steht er mit seiner zerschossenen Nase und treibt vor, denn von den Sturmtruppen vorne ist schon nichts mehr zu erblicken. Nur jetzt nicht zurückbleiben, Leute, nur jetzt nicht zurückbleiben! Einen Hang hinunter! Schrille Pfliffe! Gasmasken auf! Gelblicher Brodem liegt wie Morgennebel über dem zertrampelten Gras, aus den Giftschwaden ragen die Rohre einer Langrohreatterie. Die blauen Franzosen der Bedienung sind hingestreckt, die Pferde der Bespannung liegen umgeklappt dort, und etwas abseits, an den Zügeln von einem Toten gehalten, ein paar Offizierspferde mit neuem Riemenzeug. Das hat das Gelbkreuz getan! Mit den Gasmasken vor dem Gesicht wird die Mulde durchlaufen! Seltsam, denkt der Major, hier, mitten im englischen Abschnitt, französische Artillerie!

Nur nicht zurückbleiben! Das Ticken der Maschinengewehre klingt immer ferner, von den eigenen Sturmtruppen ist fast nichts mehr zu hören.

Aber was ist das? Woher kommen auf einmal die Engländer dort in der Flanke? Ein paar deutsche Soldaten torkeln mit einem Maschinengewehr vor, werfen sich nieder und wollen das Feuer eröffnen, aber die vordersten Engländer heben die Hände hoch und kommen rasch über den Hang herunter auf die Deutschen zugelaufen; die Leute dort sind müde getrommelt, die Sturmtruppen haben sie zurückgeschickt, die Engländer haben sich ergeben. Immer mehr Engländer tauchen auf dem Kamm des zermüllten Hanges vor dem verrauchten Himmel auf, heben die Hände und reimen auf die Deutschen zu, starke, breitschultrige Burschen mit verdrossenen Gesichtern unter den flachen Helmen. Der deutsche Major mit der zerschossenen Nase bleibt stehen und weidet sich an diesem Anblick. Nun zeigt sich oben auf der Höhe ein hagerer Gentleman mit verschränkten Armen vor der ordensbändergeschmückten Brust und blickt wie ein Kapitän, der seine Mannschaft zuerst in die Rettungsboote der Gefangenschaft steigen läßt, seinen abflutenden Leuten nach. Dann wendet er, ohne sich unter dem etwas niedrig liegenden Gewölbe der Geschos-



Verwundeter Krieger.

Plastik von Prof. Emil Bauer.

bahnen und deren bösem Winde zu ducken, die zugekniffenen Augen unter den weißen buschigen Brauen nach den heraufstürmenden Deutschen, nicht anders, als hätte er eben seine leintuchgroße Zeitung beiseite gelegt und wäre aus seinem Klappstuhl aufgestanden, um nachzusehen, wer durch ungebührliches Lärmen die Ruhe eines englischen Obersten und die Sicherheit des britischen Imperiums zu stören wage. Aber der englische Oberst dort oben muß etwas ganz Merkwürdiges sehen, denn er schüttelt den Kopf, er kann offenbar seinen Augen nicht trauen, er merkt auch nicht, wie dicht neben ihm eine Rauchwolke aufsteigt und Geschossp splitter an seinem Kopf vorbeisurren. Unwillkürlich folgt der deutsche Major dem Blick des erstaunten Engländers, und auf einmal, als hätte ihm dieser den Star gestochen, sieht der Deutsche, was da hinter ihm her durch die Mondlandschaft des Trichterfeldes vorstürmt.

Sind das wirklich seine Maschinengewehrwagen, die, von kleinen, struppigen Pferdchen gezogen, den Hang hinaufpusten? Sind das seine Geschütze, diese zerfetzten Gurte und die zusammengeknöteten Stricke? Sind das seine Leute, die in zer-

festen Uniformen, mit ausgemergelten Gesichtern unter dem schweren Stahlhelm, auf Stöcke gestützt, über das Feld humpeln? Kommandiert er wirklich diese zerlumpfte Räuberbande? Ist das wirklich deutsche Artillerie, die dort ein noch mit Reisig getarntes Geschütz vorbringt? Ziehen dieses Geschütz dort wirklich steifbeinige rumänische Büffel mit tückischen Augen, die nur durch endloses Geschrei und Gesluche und mit dem Klatschen von Prügeln vorwärtsgebracht werden können? Und dort drüben die schwer schreitenden großen podolischen, breitgehörnten Rinder schleppen ein zweites Geschütz heran, die Leute liegen in den Speichen, und zwischen ihnen reitet auf einem kleinen Russenpferdchen fluchend der junge Batterieführer hin und her und treibt zur Eile.

Durch diese schütterten Linien nun rennen die kräftigen, gutgekleideten gefangenen Engländer zurück, und der Major weiß wirklich nicht, ob er sich für seine Zigeunerhorde da hinten freuen soll oder ob er sich über seine unverwüßlichen Leute freuen soll.

Vielleicht sollten Soldaten wirklich so aussehen wie die ordentlich gekleideten Engländer, gutgefüttert und glatt-

rassiert, aber dann darf man sie eben nicht mit Dörrgemüse füttern, dann dürfte man sie eben auch nicht die Briefe von daheim lesen lassen, deren Tinte von Tränen über den Hunger der Kinder und über die Entbehrungen der Eltern vermischt ist.

Die da vorbeilaufen, diese gutgenährten in den schönen Schuhen und in den festen Stoffen, die wollen Deutschland aushungern, denen muß man an den Leib rücken, bis ihnen das Staunen vergeht.

Mögen seine Leute auch wie Strauchdiebe aussehen, mögen die oft geflickten Brennesselstoffe in allen Nähten klaffen, bessere Soldaten als diese hier wird es nicht mehr geben!

Nun sind seine Leute oben in der Stellung der Engländer, nun suchen sie rasch nach Konserven und Weißbrot, nach Schuhen und Mänteln, nach Decken und Kochgeschirren!

Welch ein Überfluß! Welch ein paradiesisches Leben! Wenn sie das alles hätten! Wenn man ihnen das geben könnte! Schon längst im Meere lägen die Engländer, und Paris wäre in deutscher Hand!

Die Offiziere treiben vorwärts, es ist schwer, die Leute wieder in die Hand zu bekommen. Flieger schwirren tief über ihnen hinweg, alles muß nach vorn. Weiter! Weiter!

Die Soldaten können sich von diesen Herrlichkeiten nicht losreißen. Wenn man nur etwas von diesen schönen Dingen heimfenden könnte! Die Männer sehen für einen Augenblick die dünnen Armchen mit den blauen Äderchen, sehen den herz-zusammenschnürenden Hungerblick der Kinder daheim und die verhärmten Gesichter der Frauen. — Weiter! Weiter! Im Laufen essen sie, im geduckten Keunen verschlingen sie die ungekochten Konserven.

Ja, nun sieht auch der Major mit dem verwüsteten Gesicht auf einmal dieses Bild eines hungernden Landes, denkt an die Elendsgesichter in den Straßen, an die Kinder neben den Bahngleisen in den Vorstädten, durch die Soldaten vom Osten nach dem Westen rollten, an die bittend erhobenen Blicke aus blassen Gesichtern und an die mageren Armchen — nun schnürt ihm der Zorn die Kehle zusammen, nun jagt er selbst die Säumenden auf: „Vorwärts! Wir können doch nicht unsere Leute da vorne sterben lassen! Ihr müßt weiter!“

Und ein langer, ausgemergelter Musketier, so einer von denen, die nie satt werden können, murrte etwas davon, daß Sterben leichter sei als Hungern, nimmt sein Gewehr und trottet den andern fluchend nach. Es ist besser, wenn man nicht hin hört.

Niemand bleibt zurück, die Unteroffiziere treiben die letzten Leute vor, das schwere Hindernis eines mit Konserven besetzten Grabens ist überwunden, das Regiment hat noch einen Gang zu nehmen, und dann blickt es hinab in das gelobte grüne Land des Friedens, aus dem nur hin und wieder, wie Traumschatten, die schweren Rauchbäume der Granaten aufstehen. Nun ist man auch bei den zähen Engländern so weit vorgestoßen, daß man durch wogendes Korn und über blühende Wiesen in verlassene Dörfer eindringen kann. Darf man den Ohren trauen? Kräht da wahrhaftig ein junges Hähnchen, das sein schwaches Stimmchen erproben will? Die Straße ist durch umgeworfenes Fuhrwerk, durch zerschossene Autos und durch Pferdefadaver gesperrt. Nur ein paar weittragende Geschütze feuern noch, die eigene Feldartillerie wechselt gerade die Stellungen. Und in dieser bangen Pause, in den vom Kriege ausgehöhlten Frieden des leeren Dorfes hinein kräht ein Hähnchen!

Die Leute lachen unter den Stahlhelmen mit schweißtriefenden Gesichtern hervor wie Verliebte, die eine Nachtigall schlagen hören; sie wollen, bevor sie weitermüssen, erst einmal diesem mutigen Hähnchen den Hals umdrehen, das Hähnchen wollen sie suchen und die Hühner dazu, vielleicht auch ein paar Eierchen, die man roh hinuntergeschütten kann.

Vorne, im Grünen, in den Feldern, in den kleinen Waldstückchen dieser gepflegten Landschaft, beginnt schon wieder

das Gefecht zu kochen! Maschinengewehre tauchen, die Sturmtruppen der ersten Welle sind auf Widerstand gestoßen, man muß ihnen zu Hilfe kommen, denn jetzt darf kein Gegenstoß den Angreifer treffen! Die Offiziere erkennen die Gefahr, daß ein Hähnchen ihre Leute aufhalten könnte, sie holen die Leute wieder aus den Häusern und sehen, wie ihre Soldaten eigentlich nur mehr in das verwüstete Land des Krieges dort hinten passen, weil ihnen der fette Wohlstand unzerstörter Dörfer so zum Verderben gereichen kann wie einem Halbverhungerten eine überreiche Mahlzeit.

Noch einmal bringt der Major seine Leute vor, werden die Maschinengewehre im hohen Korn in Stellung gebracht. Es ist höchste Zeit. Schon tobt ein Angriff der Senegalneger heran, der an manchen Stellen die schüttete erste Linie durchbrochen hat. Schon tauchen an den Waldändern die ratternden Tanks auf, schon gellt der Schrei: „Laaaank! Laaaank!“ durch die deutschen Linien. Aber da ist auch schon der junge Batterieführer mit seinen oxsenbespannten Geschützen (wie das wohl dieser junge Mann gemacht haben mochte, hier mit dieser Bespannung rechtzeitig zu erscheinen!), ein paar Tanks rauchen auf, und die andern verschwinden mit den Negern wieder im Schutze der Wälder.

Die Marne! Die Marne! Hügelan, talab, durch Sümpfe und über Flüsse, über mit Maschinen zugeworfene Gräben, so waren sie in jauchzender Freude, mit wunden Füßen, aufgeschauerten Schultern und in verbissener Wut dahingebezt, Minenwerfer und Maschinengewehre, leichte Geschütze und schwere Artillerie, Brückentrains und Stäbe, Funker und Ballonabteilungen und endlose Kolonnen hinter sich ziehend — alles, alles, was ihr stürmisches Vorstürzen in Fluß gebracht hatte. Sie sind durch bewohnte Dörfer mit erschrocken fliehenden Bauern, über Flugplätze mit aufschwirrenden englischen Fliegern, begleitet von ihren Infanterieliegern, bis zum Waldgürtel der Marne vorgestoßen. Pardon, camarade! haben die Franzosen gerufen, und die Engländer, dieses ganz und gar unverständliche, verrückte Volk, haben als Gefangene, voll leidenschaftlicher Neugierde, wie dieses große Match zwischen Deutschen und Franzosen ausgehen werde, den Stürmern beim Vorbringen der Geschütze geholfen; sie wollten einmal solch einen richtigen Durchbruch sehen, ihnen sei noch keiner gelungen — ja und dann sahen sie, bis man sie zum Teufel gehen hieß, den Deutschen zu, wie deren Maschinengewehre und Begleitgeschütze unter den zurücklaufenden blauen Franzosen aufräumten.

So — jetzt kann man ein wenig Atem holen; da unten im fatten Grün des Friedens, zwischen den Rebenhängen fließt die Marne, und die Marne fließt nach Paris. Wer in Paris ist, hat gewonnen. Die Fahrküchen mit ihren dünnen Suppen können hintenbleiben; ach was, Bauchschüsse, wir wollen uns auch einmal mit feinen englischen Konserven sattessen. Niemand entlang der Höhen, auch wenn er zum Umfallen müde ist, kann schlafen; alles singt und jauchzt, schaut zu dem Fluß hinunter, man könnte ebensogut im Neckartale sein, man trommelt mit den Seitengewehren auf den Eßschalen, sie lassen die erbeuteten, schönen, mit Wein randvoll gefüllten Aluminiumgeschirre die Runde machen — jetzt ist endlich der große Sieg, jetzt ist der erträumte Frieden da. Vier Jahre ist man im Labyrinth herumgekappt, aber nun fällt durch einen schmalen Spalt ein Lichtstreif in die Nacht.

Seit Ende März befindet sich dieses Volk in diesem endlosen Aufbruch. Denkt ihr noch an diesen Anmarsch von allen Seiten her, dieses Wandern durch die Nächte, dieses Stillehalten, wenn feindliche Flieger mit Leucht pistolen die Zummarschstraßen erhellten, dieses endlose Warten, wenn andere Regimenter mit andern deutschen Mundarten eure Straßen kreuzten? Erinnert ihr euch noch, wie die Straßen überquollen von vormarschierenden Truppen und zurückfahrenden Ko-

lonnen, wenn ihr durch Wiesen stampfen und Halme nieder-treten müsstet in dieser Zeit des Hungerns und der Not?

Hört und seht ihr noch dieses Aufspringen und Zersprühen, dieses Berknattern und Zerbersten getroffener Munitionsstapel, wenn der unruhig gewordene Feind in den Nächten nach euch tastete? Nächte voll Erwartung, Nächte voll Ge- raune und Vorwärtsdrängen und Lage in Keller verstecken, in feuchten Wäldern in dumpfem, traumlosem Schlaf.

Dann aber das Vorrücken in den letzten Bereich! Geschütz stand dort neben Geschütz, verhangen mit Plachen, überdeckt mit Zweigen, Rad an Rad. Allenthalben, weit im Gelände verstreut, der in Stahl wartende Tod, die rot gemerkten Gas- geschosse und die großen Granaten der weithintragenden Ge- schütze.

Auf allen Wegen, an allen Kreuz- zungen Offiziere und Führer, die den Weg nach vorne wiesen — alles klappte, ihr hattet Vertrauen wie müde Kinder, denen man sagt: nur noch ein Stückchen Weg, und dann seid ihr am Ziele. Ja, dann also noch einmal los mit Gebrüll und Gottvertrauen, wenn die 7-te Stunde kommt, die unbekannte, die das Un- bekannte bringen mußte.

In all diesen Nächten habt ihr auch über die Heimkehr nachgedacht, ihr Kämpfer von Verdun und Lo- retto, von Flandern und von der Somme, denn siebzig Kilometer von Paris entfernt, darf man an die Heimkehr denken. Dann wird kehrt gemacht und zurückmarschiert. Aber wer wird bei diesem großen Kehrt euch! als erster dabei sein? Na- türlich die Letzten! Die Letzten wer- den die Ersten sein. Die Etappe hat Andenken an den Krieg, ihr aber habt nur Wunden gesammelt. Nichts mehr davon, man soll sich die Siegesfreude nicht durch dergleichen Gedanken trüben lassen.

Da sagt irgendwer, es seien nur mehr fünfzig Kilometer nach Paris. In drei Tagen haben wir vierzig Kilometer geschafft, also noch einmal solch einen Sprung, dem der Feind nicht mehr halb soviel entgegenstellen kann, und der Krieg ist zu Ende.

So — aber jetzt, da ihr müde seid und doch nicht schlafen könnt, nun denkt, die ihr unter den Sternen des Himmels sitzt und singt und lärmt, einmal nach, was ihr tun werdet, wenn euch dieser unendlich große Sieg endlich in die Hände fallen wird.

Da drüben schreiten noch einige andere Divisionen an dem großen Feuer der Schlacht, aus dem die Hilferufe der Leucht- raketen wie Funken emporfliegen.

Ihr werdet, das ist klar wie Sonnenlicht, nach Hause gehen und eure Felder bestellen, das wird im September sein, ihr werdet gerade zur rechten Zeit kommen, länger kann es gar nicht mehr dauern.

Ihr werdet wieder zurück in die Werkstätten und in die Fabriken gehen, viele von euren Reserveoffizieren werden wieder Lehrer sein und achthaben müssen, daß die kleinen Kinder vor den wilden Stimmen nicht erschrecken; daheim wird euch vielleicht alles ein wenig eng und klein vorkommen, denn hier, in diesem Krieg, ist alles grenzenlos. Aber ihr Bauern, ihr Arbeiter, ihr Lehrer, ihr Studenten, ihr alle zu- sammen seid doch ein wenig mehr, als jeder einzelne es von

euch ist, ihr müßt doch irgendein Ziel haben! Frieden vor allem! Die Frauen, die Mütter, die Kinder dabei sollen nicht länger hungern! Den Schiebern soll das wieder abge- nommen werden, was sie gestohlen haben! Ja — dann wollt ihr vielleicht England bestrafen, ihm etwas abknöpfen von den vielen Ländern. Über das Strafausmaß habt ihr nicht nach- gedacht? Wie denn, werdet ihr nicht Richter bei einem Welt- gericht sein? Werden die Schuldigen nicht vortreten und be- kennen müssen?

Ein paar Bergwerke wollt ihr in Belgien, ein paar Sezen Land hier und dort, die ihr mit eurem Blute getränkt und mit euren Waffen erobert habt. Ein paar deutsche Fürsten werden über kleine Länder an euren Grenzen herrschen — aber werden diese Fürsten auch deutsche Fürsten bleiben und nicht finnische, litauische Herzöge oder polnische Könige werden?

Ja, dann werdet ihr Ordnung schaffen, alle Leute sollen sauber sein, alle Wege gefehrt, ihr werdet die Welt verwalten, ihr vermöget alles einzuteilen und gut zu wirtschaften, das habt ihr bewiesen, ihr versteht euch auf Ordnung. Aber ihr habt noch nicht gemerkt, daß viele Völker eure Ordnung gar nicht wollen, daß ihnen ein paar bunte Sezen lieber sind als alle eure Verbotstafeln und Befehle. Sie fürchten sich vor eurer Weltherrschaft, vor eurem freudlosen Fleiß, sie steht vor ihnen wie ein graues Gespenst, halb Schulmeister, halb Feldwebel. Die Engländer be- herrschen wirklich die Welt, sie haben den Völkern, die sich wider England aufgelehnt haben, den Rückenmark- stich gegeben, nun sitzen sie überall, in Gibraltar, in Malfa, in Aden, wo Land gegen Land stößt, an allen Eng- pässen der Meere. Niemand mehr empört sich gegen sie, ihr aber habt durch euer unseliges Berede allein schon die ganze Welt gegen euch aufgebracht.

Euch allen, die ihr zur Vertei- digung eures Landes ausgezogen seid, fällt jetzt, nach all den Mühen, auf einmal die Weltherrschaft zu.

Dann wird es wieder einmal einen Kaiser geben, der über die ganze Christenheit zu gebieten hat wie ehedem der römische Kaiser deutscher Nation — und dieser Kaiser wird euer Kaiser sein. Das gefällt vielen von euch nicht? Davor schrecken einige von euch zurück? So habt ihr euch das nicht gedacht? Ja, aber jetzt gibt es wirklich kein Ausweichen mehr, die andern Völker erwarten von eurem Siege nichts anderes. Ihr seid vorgestürmt, habt alle Hinder- nisse genommen, ihr braucht nur noch einmal drei solche Tage, und dann ist das Ende zum Greifen nahe. Warum soll denn ein Volk, das solche Soldaten hat, nicht die Welt beherrschen? Oder glaubt ihr vielleicht, daß es die neuen Leute in Rußland besser können werden? Daß die Amerikaner gerechter sein werden? Soll denn dieses Reich, von dem ihr immer ge- sprochen habt, wirklich nur in den Wolken liegen? Auf einmal, jetzt, wo es der Erfüllung so nahe ist, glaubt ihr nicht mehr daran?

Noch immer lärmen die Soldaten in den Wäldern an der Marne, sie singen, sie denken an die Zukunft, sie können nicht schlafen. Seht ihr, auf euch, die ihr da liegt und die ihr immer mehr herannarschiert aus der Nacht, auf euch hätte man eine Weltherrschaft aufbauen können.

Ruhet, ihr Knaben vor
Langemarch
Und wartet den Frühling ab,
Die treibende Erde sprengt euren
Sarg
Und der warme Wind euer Grab.

Wenn nur die Wolken nach Osten
stehn
Und der Acker sich wieder
benarbt,
Werdet ihr Deutschland
wiederseh'n
Und die Wälder, für die ihr starbt.

In den Gärten, für die ihr singt,
Blüht ihr dann im Gerank,
Und der Sommer darüber singt,
Euern Ruhm und unfern Dank.

Aus: „Die Briefe der Gefallenen“
von Eberhard Wolfs. Möller.



Lichtbild: Hallenleben.

Rufe aus Danzig. Gedichte von Martin Damb.

An dem großen Strom.

An dem großen Strom liegt meine Heimat,
An dem großen Strom, es ist die Weichsel,
Dort bin ich geboren und gewachsen,
Einmal will ich an dem großen Strom auch
sterben.

Wenn der Frühling aus dem warmen Süden
Mit dem Segel an die Ostsee reitet,
Fliegt der schattengrüne Weichselvogel
Von der Mündung bis zu den Karpaten
Auf und nieder, immer auf und nieder.
Niemand fand bis heute seine Federn,
Aber seine roten Augen leuchten
Wie zwei kleine warme Laternen.

Und ich nehme rasch mit meinen Brüdern
Art und Stangen, um den Deich zu schützen.
In den Nächten zittern dann die Ufer
Und die Herzen unsrer lieben Frauen.
Aber später fahre ich alleine
In dem breiten Kahn hinaus aufs Wasser.
Netz und Angel hab' ich ausgeworfen,
Um den starken Silberlachs zu fangen.
Abends rauche ich die kurze Pfeife,
Schau' in die ferne, ir' den Himmel,
In die Wolken, die nach Norden wandern,
Wo die Bären durch das Eismeer schwimmen.

Ja, so sitze ich vor meiner Kiste,
Und ich träume an der stillen Weichsel.

Kommt der Sommer, kommen heiße Tage.
In der Fächerkammer brennt das Feuer.
Hecht und Karpfen stehen in den Buchten
Regungslos wie goldbetupfte Äste.
Und ich singe laut am hellen Morgen
Frohgestimmt zur Ehre meiner Heimat.
Weit entfernt sind von dem Strom die Kirchen,
Und so sing ich auch zur Ehre Gottes.
Weht der Herbstwind durch die braunen Garne,
Weiß ich, wird nun bald der Winter kommen.
Längst schon habe ich das Schilf geschnitten
Und die glatten grünen Weidenzweige.
Einsam ist im Winterschlaf die Weichsel,
Aber niemals kann ich sie verlassen.
Unter ihrer frostbestennten Decke
Fließt das schwere, heilige Blut der Ahnen.

So vergeht die Zeit, und so das Leben.
Und ich alter wie die Weidenbäume,
Die vor meinem blanken Fenster stehen.
Junge Triebe wurzeln in den Stämmen.
Bin ich tot, dann werden andre leben
An dem großen Strom in meiner Heimat.
Dort sind sie geboren und gewachsen,
Einmal werden sie, wie ich, dort sterben.

Die Glockennacht.

Das war eine Nacht. Der Nordwind pfliff
Und sang seine wildesten Lieder
Um Sankt Mariens ragendes Riff.
Der Regen rauschte um Turm und Schiff
Wie sprühende Brandung hernieder.

Das war eine Nacht, die allen mehr
Als Traum und Ruhe genommen.
Schwarz stand die Stadt, ein reißiges Meer
Mit Kreuz und Krone im himmlischen Meer,
Das über die Weichsel gekommen.

In ihren Betten lagen sie wach
Und lauchten mit bangem Herzen,
Wenn jäh der Sturm aus Mauer und Dach
Vermorschte Balken und Ziegel brach.
Rot brannten die weißen Kerzen.

Und in der zwölften Stunde zur Nacht,
Da sind in dem brausenden Toben
Die Glocken von Sankt Marien erwacht,
Erst leise, dann lauter, und wie eine Schlacht
Kam dann das Dröhnen von oben.

Im Bundholz bohrte der Totenwurm,
Dampf krachten die eichenen Planken,
Aufschrie'n die Angeln. Da sprang der Sturm
Als wilder Glöckner hinein in den Turm,
Und die Glocken begannen zu schwanken.

Und Stoß um Stoß, und Klang auf Klang
Die erznen Felche verstreuten.
»Sybilla« schrie und »Susanna« sang,
Und der Regen rauschte so lang, so lang,
Und immer das Läuten, das Läuten.

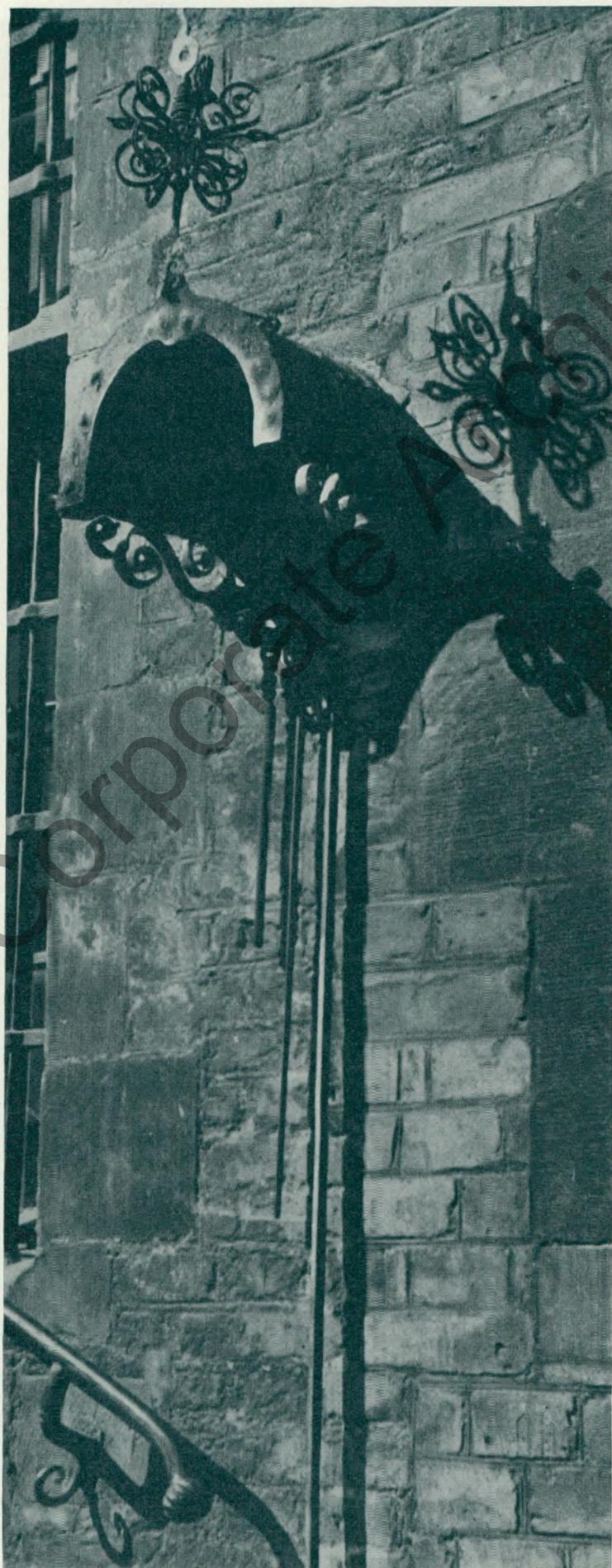
Das war die Nacht, da Gottes Alarm
Durchrauste die schlafenden Gassen.
Die Männer horchten, gestützt auf den Arm,
Der Atem der Frauen strelkte sie warm,
Sie konnten den Aufruhr nicht fassen.

Das war die Stunde da draußen im Land,
Bis zu den baltischen Wogen
Die heilige Erde der Heimat gebrannt,
Und fremde Hände durch Acker und Sand
Die Grenze der Schande gezogen.

Das war der Morgen, da Freiheit und Glück
Und Ehre und Waffen zerbrachen.
Uns blieben nur Schmach und Trauer zurück,
Nun tragen wir dunkel das schwere Geschick,
Nun müssen wir wachen und wachen.

Uns frommt kein Schlaf, uns funkelt kein Wein,
Wir trinken aus bitteren Krügen.
Tief bluten am Abend Mauer und Stein,
Da sprechen wir hart unsern Schwur hinein:
Wir werden die Schande besiegen.

Dann sollen die Glocken von Sankt Marien
Wie einst in der Sturmnacht erzittern.
Und deckt uns der Raken auch schweigend und grün,
Der Donner der Freiheit wird über uns ziehn
Und aus den Glocken gewittern.



Das Glockenspiel am Danziger Rathaus.

Lichtbild: Hallensleben.



Maränenfischer auf dem Mauersee (Mecklenburg).



Einholen der Netze.

Maränenfischer.

Von Walter Henkels.

Mit sieben Lichtbildern von Ruth Hallensleben.

Wie hieß er noch gleich, der Hein, der Kamerad von damals, der mit mir auf der Schulbank saß? Stufkowski hieß er. Oder Stufkowski? Oder Stujatkowski? Mein Gott, wie hieß er denn noch? Ich habe ihn ganz aus den Augen verloren. Der Wind hat ihn sozusagen verweht. Aus Ostpreußen war der Vater des Hein damals zu uns an den Rhein gekommen, wegen der Landflucht, oder wie das hieß. Bei uns, nicht wahr, verdienten sie mehr. Einmal gingen wir, der Hein und ich, unserem Pastor, der Buse hieß, unter Herzklopfen und Bangen an die Fische im Pastoratteich. „Zeig mal“, sagte der Hein, „zeig mal, der is ja wejch wie ejne Maräne, nich?“

Was man immer tut, wenn man nicht Bescheid weiß, tat ich auch jetzt: ich griff nach dem Konversationslexikon. „Maräne“ schlug ich nach. „Maräne. Große, See-, Meer- und kleine Maräne, lachsartiger Fisch, meist in tiefen Seen, geschätzte Speise.“ Da fiel mir ein, was damals der Kamerad aus Knabenjahren gesagt hatte. „Wejch wie ejne Maräne“, hatte er gesagt. Gott, wie lange ist das her!

Eines Tages war der hier Berichtende unterwegs. Ost-

preußen war das Ziel, die „Bucklige Welt“, wie dies Land aus unerfindlichen Gründen auch mal genannt wurde. Womit wohl etwas Herablassendes ausgedrückt werden sollte.

Wie freundlich, festlich und glanzvoll empfing uns das Land! Als ob das alles nicht wahr wäre mit der buckligen Welt. Viele schmückende Beiworte wurden Ostpreußen — meist von emsigen Verkehrsdirektoren — gegeben: „Heimat des uralten Elchs“, „Land der Trakehner Pferde“, „Land der tausend Seen“, „Land des Bernsteinens“ und im Hinblick auf die Nehrung sogar „Sahara des Nordens“. Ich füge noch hinzu: „Land der Maränen“. Ja, schönes Land der Maränen! Hier, vergessener Hein, war deine Heimat, hier waren die Masuren.

Der Fischmeister lud uns zum Fischfang ein. Wir fühlten, wie wenig wir hier hereingehörten. Als wir aufbrachen, tropfte uns die kühle Nacht entgegen. Die Lanze des Mondes stach gerade ein Sternlein tot. Es war eine unsägliche Stille. Duffeten nicht die Wälder? Nach Tannenharz und Eichenlohe? Verströmten nicht die vielen Seen betörenden Duft von Schilf und Langgewächsen? War nicht Ackergeruch da-



„Aber die Maschen fassen hinter die Kiemen und lassen das Tier nicht mehr los.“

bei mit duftender Krauseminze und Kamille? Wunderbar war die tiefe Stille der Nacht!

Ganz nahe rücken die Fischerhäuser an den See heran und ducken sich in das Geschehen der Ufer. Siebenundsechzig dieser Seen liegen allein im Kreise Ungerburg, wie der Fischmeister bemerkt, alle dunkel umbuscht; und wenn sich die Wipfelschirme des Laub- oder Nadelholzwaldes in stillen Wasser spiegeln und das blaue Dach des Himmelsgewölbes

drübersteht, ist es nicht weit von jenem Blau, darin die alten Meister ihre Fernen malten. Es ist eine unfassliche Grenzlosigkeit hier über dem Lande, und Gott, spürbar für ein andächtiges Herz, ist selber sichtbar.

Jenes Sternlein, das die Mondlanze aufgestieft hatte, war fort. Das Gesprühe der Milchstraße lag im Abklingen. Der Morgen machte sich auf. Das Tagesweißlicht stieg aus den Wassern, kroch über eine schwarze Waldkulisse, die wie eine



Nach dem Fang.

Borte am Horizont stand. Wir standen im Motorboot, der Fischmeister setzte die Sebel, und das Boot rührte sich aus seinem Schlaf. Zwei Wasserhühner, die gerade Hochzeit machten, klatschten aus dem Schilfgestänge.

Der Fremdling, der eine unerschrockene Reize ins Masurienland wagt, wird bald bemerken, daß sich eine Gastfreundschaft kaum irgendwo liebenswürdiger und untwiderstehlicher entfaltet als bei diesen ostpreussischen Menschen. Zum gedämpf-

ten Geärm des Motors kam die volle tönende Cellostimme des Fischmeisters. Hauptsächlich in den Monaten Juni bis August würden die Maränen mit dem Stellnetz gefangen, mit dem Zugnetz auch das ganze Jahr hindurch, besonders zur Laichzeit im November und Dezember, erklärte der Fischmeister. Selbst im Winter unter Eis wird die Maräne als Beifang mit dem Winterzugnetz gefangen. Im Sommer steht sie an den tiefsten Stellen der Seen, dort ist das Wasser



Verladen der Fische zum Verkauf.

kühl und sauerstoffreich. Durchschnittlich wird hier, auf dem Mauer- und Schwenzzeitsee, täglich mit vier Partien zu je zwölf Netzen gefangen. Die Netze sind feinstes Zwirngewebe mit einer Maschenweite von 23 bis 26 Millimeter. Diese Netzblätter, wie sie genannt werden, sind 2 bis 6 Meter tief

und, wenn sie eingestellt sind, 50 Meter lang. Nachmittags fahren die Fischer mit ihren Rähnen zum Fischzug hinaus. Die Netze werden eingestellt, derart, daß am ersten Netz eine der Tiefe entsprechende Leine befestigt wird, die am anderen Ende ein Riesenbündel, die Netzboje, trägt, die die Fischer



Die ganz feinen Netze werden senkrecht zum Trocknen aufgehängt.

„Pinne“ nennen. Sie erleichtert am nächsten Morgen in der Frühe, wenn die Netze gehoben werden, das Wiederfinden der Netze. Vier bis fünf Leinen, mit Steinen beschwert, halten das Netz in der Tiefe; vier bis zwölf Netze können so aneinandergereiht und verbunden werden und in der jeweils gewollten Wassertiefe „hängig“ gemacht werden, wie es fachmännisch heißt. Das Netz steht wie ein spielendes Haargeflecht im See. Nachts geht die Maräne auf Futtersuche nach win-

zigen Krebsen. Ihre Schwärme stoßen auf die Netzwände. Aber die Maschen fassen hinter die Kiemen und lassen das Tier nicht mehr los. Das erzählt uns, zwischen Tag und Tau, der Fischmeister. Auch ein volkswirtschaftliches Kolleg hält er uns noch: Daß nämlich jährlich bis zu 4000 Zentner Maränen gefangen werden, die allerdings zu neunzig Prozent in Ostpreußen — geräuchert, gebraten, gekocht, gebacken oder mariniert — verbraucht werden. Die Maräne ist eine Delika-



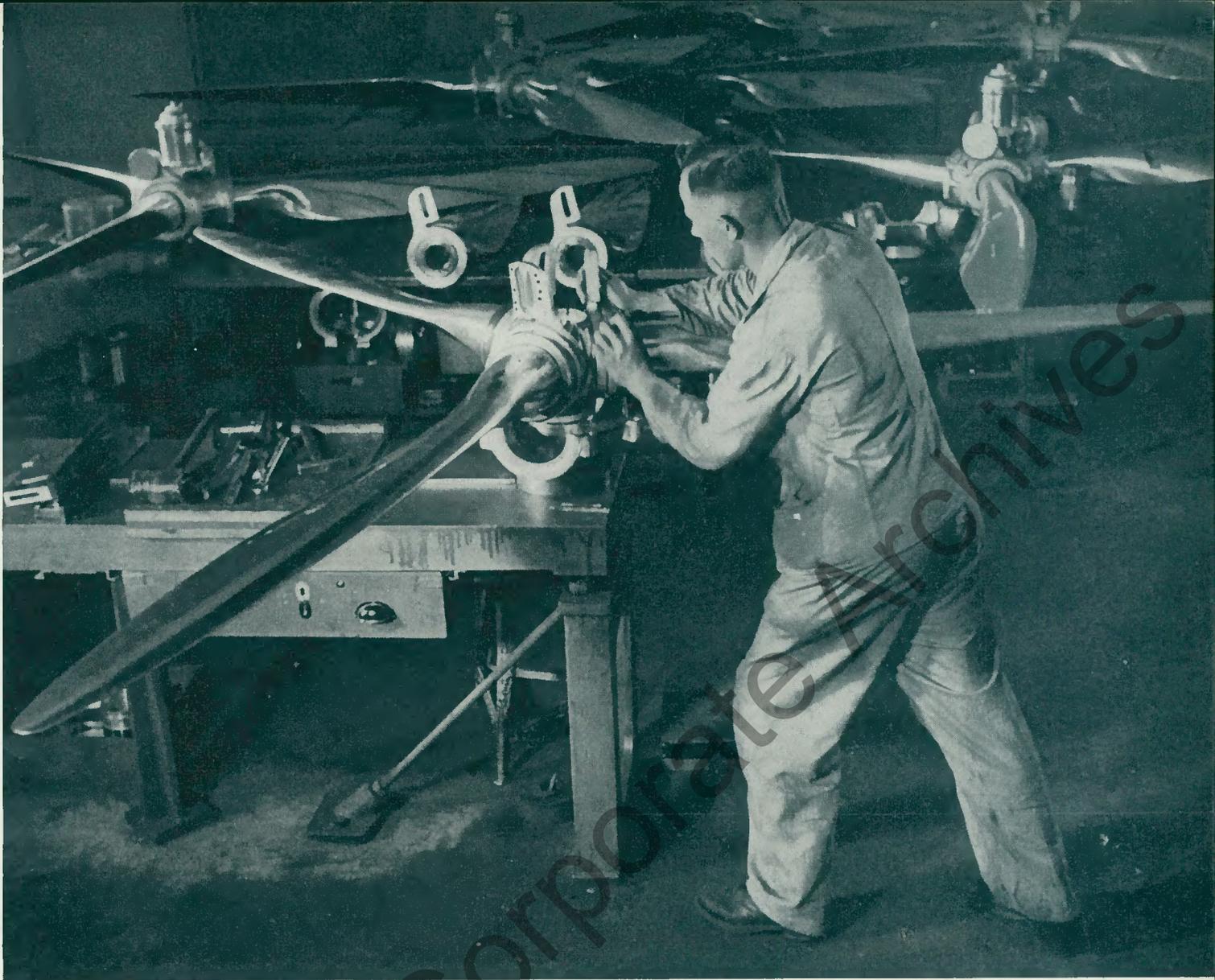
„Die ‚Wiegen‘ . . . sind bald gefüllt“.

teffe. Wer sich in eine ursprüngliche Welt begibt, soll auch als Essender hier nach den nächsten Dingen fragen. In Ostpreußen als kulinarische Spezialität also nicht nur nach Gänse-Weißfauer, Ual in Gelee, Memmonitenwurst oder Brog oder Königsberger Fleck, sondern auch nach der Maräne. Sie ist eine Gottesgabe.

Aus dem Dunkel tauchen die Boote der Fischer auf. Männer hantieren in ihnen. Unser Boot ruht nun, mit gedrosseltem Motor, auf dem Wasser, über das jetzt rasch, wie aus brodelnden Urweltstiefen, die Nebel kommen. Aber die Sonne, im Gemölk des Nebels sichtbar, steht schon drüben über jener Wälderborde, die der Horizont ist. Vier, fünf

Neße werden gehoben. Die „Wiegen“, jene Kästen, darein die Fischer ihre Fischbeute packen, sind bald gefüllt. Von den Rähnen werden die Fische auf das Motorboot hinübergereicht, und dann ist das Tagwerk jener Männer, die die Nacht zum Tag, der Tag zur Nacht machen müssen, beendet. Heimwärts zieht das Motorboot, die Rähne mit den Männern im Schlepptau.

Ich weiß nicht, ob es ein Wappen der Masuren gibt. Die silberne Maräne könnte als Wappentier im tiefblauen Felde stehen, in jenem tiefen Blau, darin sich die Masuren in ihren Seen spiegeln. Ein Kranz grünen Eichenlaubes und dunklen Kiefernzweiges würde wie eine Gloriale darum gewunden werden.



Bei der Arbeit an Metall-Verstell-Luftschrauben.

Lichtbild: Krüger

Werdegang einer metallenen Luftschraube.

Von Rudolf Merseburg.

Lange Versuchsreihen waren notwendig, um einen Werkstoff zu finden, der trotz einer gewissen Leichtigkeit des Materials imstande sein sollte, ungeheure Geschwindigkeiten und Zentrifugalkräfte auszuhalten, ja, der geeignet war, eine Luftschraube zu schaffen, von deren Funktionieren das Leben vieler Menschen abhängt.

Wir wollen nun den Werdegang einer solchen metallenen Luftschraube verfolgen und gehen zunächst in eine Leichtmetallgießerei. In einem silberglänzenden Strahl fließt das Metall aus dem elektrischen Ofen in eine Form und bildet nach dem Erkalten einen dicken Knüppel. Man sieht es ihm noch nicht an, daß er sich später mit rasender Geschwindigkeit drehen wird. Trotz des leichten Metalles ist es ein schwerer Brocken, der zunächst unter dem hydraulischen Hammer durchgeschmiedet, durchgeknetet wird. Das innere Gefüge, das durch den Guß vielleicht etwas spröde geblieben ist, wird hier auf dem Hammer ganz fest und zugleich ganz elastisch geschmiedet. Lang und länger wird dabei der Block und schließlich wird er noch dem letzten und schwersten Druck in einem Gesenk ausgeföhrt, in dem ihm die rohe Form eines Luftschraubenblattes gegeben wird. Noch ist es aber nur ein Rohling, noch steht überall viel „Fleisch“ über. Der Rohling kommt jetzt mit einem anderen

zweiten zusammen in eine Kopierfräsmaschine. Über einer Luftschraubenblattform, die sich langsam um ihre Längsachse dreht, bewegt sich ein Rad, und zwar ringsherum und außerdem bei jeder Drehung mit etwa zwei Millimeter Vorschub senkrecht zur Drehbewegung des Blattes. Gefuppelt mit diesem Formblatt sind zwei Rohlinge, die sich in gleicher Weise wie das Formblatt drehen. Gefuppelt mit der Scheibe auf dem Formblatt sind zwei kreisrunde Fräsen, die die Bewegungen der Abnahmescheibe mitmachen und durch ihre rasende Drehung mit ihren scharfen Zähnen die Rohlinge so fräsen, wie das Formblatt gestaltet ist. Ein seltsam singender, auf- und abschwellender Ton scheint aus dem Innern des Metalls zu kommen: Die Fräsen, die winzige Stückchen vom Rohling abreißen, verursachen dieses eigenartige Geräusch. Jetzt hat der Rohling seine elegante Form bekommen, aber seine Oberfläche ist noch rau, seine Seiten sind noch nicht glatt. Reihenweise stehen die so vorbereiteten Blätter und erwarten genaueste Prüfungen. Ist das Innere auch einwandfrei? Röntgenstrahlen geben darüber Aufschluß. Ist kein Riß in der Oberfläche? Besondere Prüfungen geben über den kleinsten etwa vorhandenen Riß Aufschluß. Stimmen die Winkel, die die Seiten zur Längsachse haben müssen, um



Silberglänzende, zweiflügelige Luftschrauben auf der Kontrollbank. Lichtbild: Krüger.

richtig wirken zu können? Genaue Meßlehren, die immer wieder an das Blatt an den verschiedenen Punkten seiner Oberfläche herangeschoben werden, lassen jede Unrichtigkeit sofort erkennen. Jetzt beginnt die Feinarbeitung. Mit immer feineren Schleif- und Poliermitteln wird jede Rauheit, jede Unebenheit aus der Blattoberfläche herauspoliert und geschliffen. Wenn es nicht gewölbt wäre, könnte man es als Spiegel benutzen. Alle Gegenstände und auch den Werkmann, der es bearbeitet, läßt es verzerrt widerspiegeln. Ein heller Glanz liegt über der ganzen Arbeit; wie echtes Silber sehen die Blätter aus, wenn sie nunmehr in Reih und Glied stehen.

Inzwischen haben andere Hände die Naben, die Kernstücke, die vom Motor her die Kraft auf die Luftschraube übertragen sollen, geschaffen. Zuerst sind es grobe Stahlklöppe, schwer und ungefüge. Aber nach einigen Arbeitsgängen, bei denen auch wiederum das Kopierfräsvorfahren — hier jedoch in etwas anderer Form, als bei den Luftschrauben — angewendet wird,

kann man schon ungefähr erkennen, was es werden soll. Der Kern wird ausgebohrt, so daß aus den ursprünglichen groben Stahlklößen wunderschöne Hohlkörper entstehen, deren hochpolierte Oberflächen im etwas dunkleren Glanze des Stahls blitzen und jeden Lichtstrahl funkeln und glitzern lassen. Ein Gewinde in ihrem Innern nimmt das Luftschraubenblatt fest auf, eine Überwurfmutter hält zur Sicherheit noch den Schaft des Luftschraubenblattes. Wie eine Reihe blanker Messer oder wie Metall gewordene Vogelfedern, so liegen sie jetzt da und werden noch einmal genauen Prüfungen unterzogen. Eine wichtige Arbeit hierbei ist das Auswuchten, das Prüfen der absoluten Gewichtsgleichheit der einzelnen Blätter einer Luftschraube. Durch kleine Gewichtsungleichheiten kann größtes Unheil angerichtet werden, da durch die schnelle Drehzahl der Luftschraube eine winzige Gewichtsverschiedenheit große Schwingungen des ganzen Motors, ja vielleicht sein Ausbrechen aus dem Flugzeug, verursachen könnte.



Kappen für Luftschrauben.

Lichtbild: Krüger.

Wenn man die Männer sieht, die diese Luftschrauben schaffen, so weiß man, mit welcher Liebe, mit welcher Vorsicht das blanke silberne Werkstück angefaßt wird. Wenn man die Hände der Männer näher betrachtet, auch hier auf unseren Bildern, so kann man sich vorstellen, daß diese Hände auch mit Glas umgehen könnten, so vorsichtig und behutsam hantieren sie mit den Luftschraubenblättern. Es liegt eine gewisse Weichheit in dem Griff dieser Hände, die vielleicht sonst nur ein Glasarbeiter sein em zerbrechlichen Werkstoff gegenüber besitzt.

Noch aber ist die Luftschraube nicht fertig. Noch kann sie sich mit dem Flugzeug nicht in die Lüfte erheben. Eine Kappe bekommt noch die Nahe, sie soll später die Luftwirbel um die Nahe verhüten.

In einer anderen Halle stehen Männer und drücken mit einem dicken Stahlrat über einer Holzform eine blanke

Leichtmetallblechscheibe. Der Mann muß alle seine Kraft aufwenden, um dem Metall die Form zu geben, die das Werkzeug erzwingt. Mit einem dicken Ledergurt ist er an seine Maschine gebunden, der ihm um die Hüften geht und die Kraft seiner Arme unterstützt. Vor der Brust und dem Bauch trägt er eine Stahlplatte, gegen die er den Holzgriff des Stahlrückwerkzeugs preßt. Es gehören große körperliche Kräfte dazu, um diese Arbeit zu leisten und es gehört ein feines Fingerspitzengefühl dazu, um diese Kappen absolut gleichmäßig über dem Holzwerkzeug zu formen.

Auf schnell sich drehenden, runden Platten, ähnlich wie Löpfercheiben, werden die fertigen Kappen auf ihre richtige Zentrierung geprüft. Dann erst, wenn alle Teile in jeder Hinsicht geprüft und als einwandfrei befunden sind, wird alles zusammengekauft. Auch hier müssen noch viele Kleinigkeiten beachtet werden, keine Schraube darf zu wenig oder zu stark



Zusammenbau einer dreiflügeligen Metall-Luftschraube.

Bild: Krüger.

angezogen werden. Die Männer mit ihren vorichtigen Händen leisten jetzt die Gewähr dafür, daß bei den unheimlichen Geschwindigkeiten, die der Motor der Luftschraube verleiht, alle Einzelheiten halten, daß kein Unglück geschieht durch Mangel des Werkstoffes oder Nachlässigkeit der Verarbeitung. Sie garantieren dafür, daß die Luftschraube allen Anstrengungen gewachsen ist, daß die Fluggäste, die im Flugzeug

durch die Kraft des Motors und den Wirbel der Luftschraube über Länder und Meere fliegen, sicher ans Ziel kommen.

Wenn man die Männer bei der Arbeit sieht, weiß man jetzt, warum sie so vorichtig mit diesem silberglänzenden Material umgehen. Sie sind sich immer bewußt, was von ihrem Können und ihrer Arbeit abhängt: Das Leben unzähliger, ihnen unbekannter Mitmenschen.



Die Besetzung des Hafens vor Hai-Aschou durch die Japaner.

Lichtbild: Welt

Die Kriegswirtschaft Japans und Chinas im Fernostkonflikt.

Von Diplombölkswitz Heinrich Hellmer.

Am 7. Juli 1939 sind es zwei Jahre, daß der Konflikt zwischen Japan und China ausgebrochen ist. Niemand vermochte damals vorauszusehen, daß sich aus dem örtlichen Zwischenfall an der Marco-Polo-Brücke in Wanping ein Kampf entwickeln würde, der nunmehr schon zwei Jahre andauert und dessen Ende nach dem augenblicklichen Stand der Dinge nicht abzusehen ist. Der Konflikt in Fernost wird heute auf beiden Seiten mit Armeen von über eine Million Soldaten und unter Einsatz modernster Waffen geführt. Trotzdem bedeuten die Kämpfe formal auch im jetzigen Zeitpunkt noch keinen Krieg, da eine eigentliche, offizielle Kriegserklärung bisher von keinem der beiden Gegner erfolgt ist. Materiell stellen aber die heutigen Kampfhandlungen ohne jeden Zweifel Krieg dar, und zwar einen Krieg, dessen Ausgang für Sieger und Besiegten von höchster national- und weltpolitischer Bedeutung sein wird.

Über diese Tatsache mit allen Konsequenzen sind sich die Japaner und Chinesen vollständig im klaren. Das kommt

nicht nur in den Reden der beiderseitigen verantwortlichen Staatsmänner zum Ausdruck, sondern auch in der Wandlung der ursprünglich nur örtlich begrenzten militärischen Aktionen zum auf riesigem Raum geführten Kriege modernster Prägung. Heute führen beide Gegner den Krieg unter Einsatz stärkster militärischer, wirtschaftlicher und politischer Kräfte, wobei Japan allerdings kraft seiner militärischen Überlegenheit es sich bis jetzt leisten konnte, auf eine restlose Mobilisierung seiner Wehrmacht zu verzichten. Dagegen sah es sich ebenso wie China gezwungen, sein Wirtschaftsleben auf Kriegswirtschaft umzustellen und die Propaganda nach innen und außen in stärkstem Umfange in den Dienst seiner militärischen und wirtschaftlichen Kriegführung einzusetzen.

Vom kriegswirtschaftlichen Standpunkt ist besonders interessant, daß sich im Fernostkonflikt zwei Staaten von völlig verschiedener Wirtschaftsstruktur gegenüberstehen. Grundsätzlich liegt die größere wirtschaftliche Wehrkraft, das größte kriegswirtschaftliche Potential auf Seiten der Chinesen.



Ein japanisches Tankkorps
auf dem Vormarsch
in Kiangsu.

Lichtbild: Weltbild.

Der überaus niedrige Industrialisierungsgrad und überhaupt die geringe wirtschaftliche Erschlossenheit des Landes verhindern aber eine schnelle Umwandlung des Potentials in das Effektiv. Umgekehrt verfügen die Japaner über ein hohes kriegswirtschaftliches Effektiv, vor allem durch ihre leistungsfähige Industrie, jedoch über ein kleineres Potential durch ihre Rohstoffarmut.

Die weitaus größere kriegswirtschaftliche Stärke lag also bei Ausbruch des Konfliktes auf Seiten der Japaner, wobei allerdings interessant ist, daß für beide Staaten das eigentliche kriegswirtschaftliche Kernproblem dasselbe ist, nämlich die Aufrechterhaltung der Einfuhr, und zwar gemäß der Wirtschaftsstruktur für Japan die Rohstoff- und für China die Kriegsgeräteeinfuhr.

1. Die Kriegswirtschaft Japans.

Entgegen allen bisherigen kriegswirtschaftlichen Erfahrungen und Lehren „klassischer Kriegswirtschaftspolitik“ hat Japan bei Ausbruch des Konfliktes mit China seine Friedens-

wirtschaft nicht schlagartig auf Kriegswirtschaft umgestellt. Das ist auf den ersten Blick um so verwunderlicher, als gerade die Japaner schon immer sehr gelehrige Schüler der europäischen Westmächte gewesen sind und unter anderem durch die planmäßige Verbreiterung ihrer Rohstoffbasis in Mandschukuo und Nordchina bewiesen haben, daß sie durchaus die Notwendigkeiten eines totalen Krieges kennen. Die Erklärung für das zögernde Verhalten ist in der Unklarheit der Japaner über das Ziel ihres Feldzuges in China zu sehen. Man rechnete anfänglich ganz allgemein in Japan mit einer halbjährigen Kriegsdauer und einem Abschluß der Kampfhandlungen durch Abtrennung der chinesischen Nordprovinzen vom übrigen China. Die überraschenden militärischen Erfolge veranlaßten die japanische Regierung jedoch, ihre Kriegsziele erheblich weiter zu stecken und die günstige Gelegenheit für eine Generalvereinbarung der japanisch-chinesischen Beziehungen restlos auszunutzen. Voraussetzungen hierfür sind allerdings der Einsatz einer Millionenarmee und die volle Umstellung auf Kriegswirtschaft.

Siegesfreude in Tokio
über die Eroberung
Hankaus.

Sichtbild: Weltbild.



Dem Wechsel der Kriegsziele und damit dem strategischen Vorgehen entsprechend sieht sich die japanische Regierung gezwungen, mit dem Fortschreiten des Krieges nicht nur die vorhandene Wehrwirtschaftsorganisation auszubauen, sondern auch durch sich stetig steigende staatliche Eingriffe in das Wirtschaftsleben den Anforderungen der Kriegswirtschaft Rechnung zu tragen. So entwickelte sich zunächst eine „Halb-Kriegswirtschaft“, die mit der im Juni 1938 erfolgten Umbildung des Kabinetts Komoe in den nächsten Monaten zur „Voll-Kriegswirtschaft“ wurde.

Schon am 3. September 1937 werden zur Lenkung der Volkswirtschaft im kriegswirtschaftlichen Sinne eine Reihe von Sondergesetzen vom japanischen Reichstag in einer außerordentlichen Sitzung beraten und angenommen. Besonders wichtig von diesen ist einmal das „Kriegsfinanzkontrollgesetz“. Inhaltlich bestimmt es, daß alle Kapitalerhöhungen, die Neugründung von Unternehmen, Zusammenschlüsse bestehender Unternehmen usw. der staatlichen Genehmigung unterliegen. Damit ist der Regierung die

Möglichkeit gegeben, Kapitalfehlleitungen durch eine staatliche Kontrolle der Investitionen zu verhindern, die Aufnahme neuer Staatsanleihen zu vergrößern und die eigentliche Rüstungsindustrie zu erweitern. — Zum anderen ist das dem Wirtschaftsminister verliehene Recht zur Kontrolle des Außenhandels von erhöhter Bedeutung. Er wird ermächtigt, durch Verordnung die Aus- und Einfuhr, den inneren Verbrauch und die Preisgestaltung wichtiger Waren zu regeln. — Die außerdem erlassenen Sondergesetze sind: Kontrollgesetz für die Handelschiffahrt, für die Kunstdüngerproduktion und -verteilung, für die Reisbeschaffung für die Wehrmacht und die Bereitstellung von Pferden für die Armee und schließlich Preisregulierungsgesetze.

In organisatorischer Beziehung wird auf Vorschlag des Ministerpräsidenten, Fürst Komoe, am 20. Oktober 1937 ein „Planungsausschuss“ zur Unterstützung der Kabinettsarbeit errichtet. Seine Aufgaben bestehen in einer Mobilisierung der wirtschaftlichen Kräfte für die Kriegswirtschaft.

Der in den ersten Gesetzen zum Ausdruck kommende Grund-



Japaner helfen armen Chinesen.

Bild: Weltbild.

gedanke der japanischen Kriegswirtschaftspolitik des Jahres 1937 ist, daß sich die Wirtschaft einer freiwilligen staatlichen bzw. staatlich delegierten Kontrolle unterwirft, denn die Kontrolle wird von den Interessenverbänden und besonders geschaffenen Ausschüssen in engster Zusammenarbeit mit den zuständigen Ministerien ausgeübt.

Mit der Länge und zunehmenden Schwere des Krieges zeigte sich jedoch, daß die freiwillige Basis der japanischen Kriegswirtschaft nicht ausreicht. Die „Halb-Kriegswirtschaft“ der ersten neun Kriegsmonate mußte zur „Voll-Kriegswirtschaft“ werden, wenn den verstärkten Kriegserfordernissen entsprochen werden sollte. Ende März 1938 wurde deshalb nach mehrwöchiger Diskussion im japanischen Parlament der „Allgemeine Nationale Mobilisierungsplan“ (General-Mobilisierungsgesetz, G.M.G.) angenommen. Er gibt der Regierung des Kaiserreiches die lange Zeit hart umkämpfte, nunmehr aber fast uneingeschränkte Machtvollkommenheit auch im Bereiche der Wirtschaft. Der „Allgemeine Nationale Mobilisierungsplan“ stellt ein Gesetz dar, dessen einzelne Bestimmungen nicht auf einmal alle schlagartig Geltung erlangen, sondern je nach den Erfordernissen der politischen bzw. militärischen Lage in Kraft treten. Im einzelnen setzt sich der Plan aus vier Abschnitten zusammen: Allgemeine nationale Mobilisierung, kriegswichtige Industrie und Arbeit, friedensmäßige Vorbereitung und endlich die Kriegswirtschaft.

Zur „Voll-Kriegswirtschaft“ kam es in Japan aber erst nach der Umbildung des Kabinetts Konoe in den Monaten Juli, August und September 1938. Sie wurde organisatorisch eingeleitet durch die Zusammenfassung des Finanz-

ministeriums und des Industrie- und Handelsministeriums in einer Hand, und zwar in der Hand eines der bekanntesten japanischen Wirtschaftsführer, des nunmehrigen Finanz- und Handelsministers Ikeda. Ikeda entwickelte sich in kurzer Zeit zu einem Wirtschaftsdiktator allerersten Ranges. Er rief schlagartig ein System von Maßnahmen — insbesondere auf dem Gebiete des Außenhandels, der Rohstoffbewirtschaftung und der inländischen Preisbildung — ins Leben, durch welche die japanische Wirtschaft zur vollen Kriegswirtschaft wurde.

Am 4. Januar 1939 trat der japanische Ministerpräsident, Fürst Konoe, zurück. ; Zu seinem Nachfolger wurde der Präsident des Geheimen Staatsrates, Baron Hiranuma, ernannt. Obwohl im Rahmen dieses Kabinettswechsels der eigentliche Schöpfer der japanischen „Voll-Kriegswirtschaft“, Ikeda, trotz größter Bemühungen des neuen Ministerpräsidenten aus seinem Amt als Finanz- und Handelsminister ausschied, erfuhr die kriegswirtschaftliche Durchorganisation des japanischen Wirtschaftslebens eine fortgesetzte Erweiterung und Verfeinerung. Ikeda ist übrigens insofern der Kriegswirtschaft Japans erhalten geblieben, als er auch heute noch die so überaus wichtige Funktion des Vorsitzenden des Zentralen Preiskomitees ausübt.

Bestimmend für die weitere Entwicklung der japanischen Kriegswirtschaft wurde die in den Monaten Mai und Juni 1939 mehrfach von führenden Männern der Regierung zum Ausdruck gebrachte Absicht, nunmehr mit der Inkraftsetzung des General-Mobilisierungsgesetzes zu beginnen. Diese lange hinausgeschobene Verwirklichung der Anwendung des G.M.G. zeigt, daß Japan einmal zur Erreichung seines Zieles auf dem



Japanische Soldaten tragen ihre eigenen Brücken.

Bild: Weltbild.

asiatischen Kontinent zu einer Mobilisierung aller nationalen Kräfte endgültig bereit ist, und, zum anderen sich auf einen mehrjährigen Krieg einstellen muß. Durch kaiserliche Verordnungen wird die Regierung die einzelnen Abschnitte des Gesetzes nacheinander in die Praxis übertragen.

2. Die Kriegswirtschaft Chinas.

Der Ausbruch des Konfliktes mit Japan traf China in einem Zeitpunkt, in dem die industrielle und verkehrswirtschaftliche Entwicklung des Landes sich gerade im Anfange wirklich großzügiger Bautätigkeit befand. Der Krieg kam also im Hinblick auf die wirtschaftliche Seite der Kriegführung — das gleiche gilt übrigens auch für die militärische und politische — viel zu früh. Der reine Agrarcharakter der chinesischen Volkswirtschaft hat zwar den Vorteil, daß die Wirtschaft eines solchen Landes viel weniger verwundbar als beispielsweise die des hochindustrialisierten Japan ist. Dafür kann sie aber auch im Kriegsfalle den Kriegsmaterialbedarf der Wehrmacht gegen einen modern ausgestatteten Gegner in keiner Weise decken.

Von einer Umstellung der Friedenswirtschaft Chinas auf Kriegswirtschaft kann deshalb auch kaum in dem Sinne gesprochen werden, in dem sich diese zum Beispiel in Japan in der dargestellten Form oder in den westeuropäischen Ländern während des Weltkrieges vollzogen hat. Für rund drei Viertel des chinesischen Volkes sind friedenswirtschaftliche und Kriegswirtschaftliche Tätigkeit dasselbe, nämlich die Bebauung des Bodens. Das gleiche gilt bis zu einem gewissen Grade für die freien Berufe. Für eine Umstellung auf Kriegswirtschaft kommen also praktisch nur die sehr kleine Industrie

und der Handel in Betracht. Dabei ist das Gelingen der Umstellung vor allem des Import- und Exporthandels von weit größerer Wichtigkeit als das der Neuausrichtung der Industrie. Die chinesische Industriekapazität ist im Hinblick auf den Bedarf der Millionenarmeen Tschiang-Kai-Scheks so gering, daß es sich für die Chinesen weniger darum handelt, ihre Industrie auf Kriegsfertigung umzustellen, als vielmehr — während des Krieges — neue spezielle Rüstungswerkstätten zu errichten. Neben dieser im Vordergrund stehenden Aufgabe gilt es schließlich fortgesetzt, alle kriegswichtigen Betriebe, die an einen anderen Standort zu produzieren in der Lage sind, mit Maschinen, Arbeitskräften und Rohstoffen vor dem Zugriff der stetig vordringenden Japaner in das Innere des Landes zu verlegen.

Die eigentliche kriegswirtschaftliche Problematik Chinas liegt also — gemäß seiner heutigen Wirtschaftsstruktur — nur in geringem Umfange in der Erhöhung seiner kriegsindustriellen Leistungsfähigkeit und der Sicherstellung seiner Nahrungsmittelversorgung, sondern vielmehr in der Aufrechterhaltung bzw. Steigerung der Fertigwaren- (Kriegsgeräte-) Einfuhr und der devisenschaffenden Ausfuhr gewerblicher und landwirtschaftlicher Rohstoffe. Der Kriegsaußenhandel ist aber nur dann aufrechtzuerhalten, wenn gleichzeitig zwei Voraussetzungen gegeben sind: Erstens genügend Devisen und Edelmetalle für die Bezahlung der Einfuhren unter Inangehaltung der inneren Finanzverhältnisse (äußere und innere Kriegsfinanzierung) und zweitens die Sicherung der Transportwege für die im Auslande gekauften Kriegsmaterialien.

Dieser Eigenart entsprechend lassen sich bisher im großen

gesehen nur zwei Phasen der chinesischen Kriegswirtschaft feststellen. Die erste beginnt mit dem Ausbruch des Konfliktes und endet mit dem Fall von Kanton und Hankau im Oktober 1938. Sie ist gekennzeichnet durch einen Rückgang des Außenhandels, der aber für die militärische Kriegsführung tragbar bleibt, durch die überraschende Stabilität der chinesischen Finanzen und durch die entscheidend wichtige Transportmöglichkeit über die südkinesischen Häfen. Die zweite Phase, in der sich die chinesische Kriegswirtschaft im Augenblick noch befindet, fängt mit dem Fall von Kanton und Hankau an. Die Eroberung dieser beiden Orte durch die japanischen Truppen hat eine völlig neue wirtschaftliche Lage mit heute noch unabhsehbaren Auswirkungen auf die militärische Kriegsführung und Politik der Zentralregierung geschaffen. Die letztlich entscheidende Frage ist nunmehr, ob es dem Marschall gelingen wird, die bisher über die Häfen Südhinas eingeführten Waffentransporte auf den Landweg über Indochina, Britisch-Indien und die Sowjetunion umzulegen.

Nach dem heutigen Stand der Dinge ist also die Weiterführung des Krieges für die Chinesen in erster Linie ein finanzielles und in zweiter ein verkehrswirtschaftliches Problem.

Im Interesse der weiteren Aufrechterhaltung ihres Außenhandels wird also die nationalchinesische Regierung alles versuchen müssen, um einen durch den japanischen Währungskrieg in gefährliche Nähe gerückten Zusammenbruch ihrer Währung zu verhindern. Wenn das nicht gelingt, dürften die Möglichkeiten der äußeren Kriegsfinanzierung für eine genügend große Waffeneinfuhr nicht mehr ausreichen.

Bzüglich der verkehrswirtschaftlichen Seite der Aufrechterhaltung des chinesischen Außenhandels erfordert die mit der Einnahme Kantons nahezu vollständige Blockade der Ostküste Chinas eine Umleitung der Ein- und Ausfuhr über die trockenen Grenzen, und zwar über die nach Französisch-Indochina, nach Britisch-Indien und nach der Sowjetunion. Diese Landwege sind vor militärischen Angriffen der Japaner beinahe hundertprozentig sicher. Darin und daß sie zu China wohlwollend gesinnten Ländern führen, liegt eine Stärke der chinesischen Widerstandsmöglichkeiten.

Umgekehrt bedeutet die erzwungene Verlagerung des Transportes auf die drei Landwege eine unter Umständen ausschlaggebende Schwächung der militärischen Widerstandskraft der Armeen des Marschalls. Es kommt nämlich alles darauf an, ob die in kluger Voraussicht von der Zentralregierung schon vor Kriegsausbruch eingeleitete, seither mit verstärkter Energie betriebene Verkehrserschließung des chinesischen Reiches schon so große Fortschritte gemacht hat, daß der Landtransport den Wassertransport zu ersetzen vermag.

Am besten ausgebaut scheint bis jetzt die Verbindung zwischen der Provinz Yunnan und Indochina zu sein. Die Eisenbahnlinie Hanoi—indochinesische Landesgrenze und von dort per Lastkraftwagen auf fertiggestellter Landstraße nach Yunnan-su und weiter in das Innere Chinas dürfte in der Zukunft der Hauptträger der Warentransporte werden. Dagegen wird der Weg über die Mongolei nach Rußland der riesigen Entfernungen wegen für Massengüter kaum in Frage kommen. Das kann wiederum schon eher über die fertig sein sollende Autostraße, die vielgenannte „Burma-Straße“, geschehen, die den Anschluß an das britisch-indische Eisenbahnnetz herstellt.

Alle verfügbaren Angaben über die Leistungsfähigkeit der drei Landverbindungen lassen eine einwandfreie Beantwortung der obengestellten Frage nicht zu. Bei den gewaltigen Entfernungen und den zum Teil sehr schwierigen geographischen Verhältnissen erscheint jedoch eine gewisse Skepsis im Hinblick auf die Möglichkeiten der Umlagerung vom Seeweg auf den Landweg durchaus berechtigt.

3. Vergleich und Ausblick.

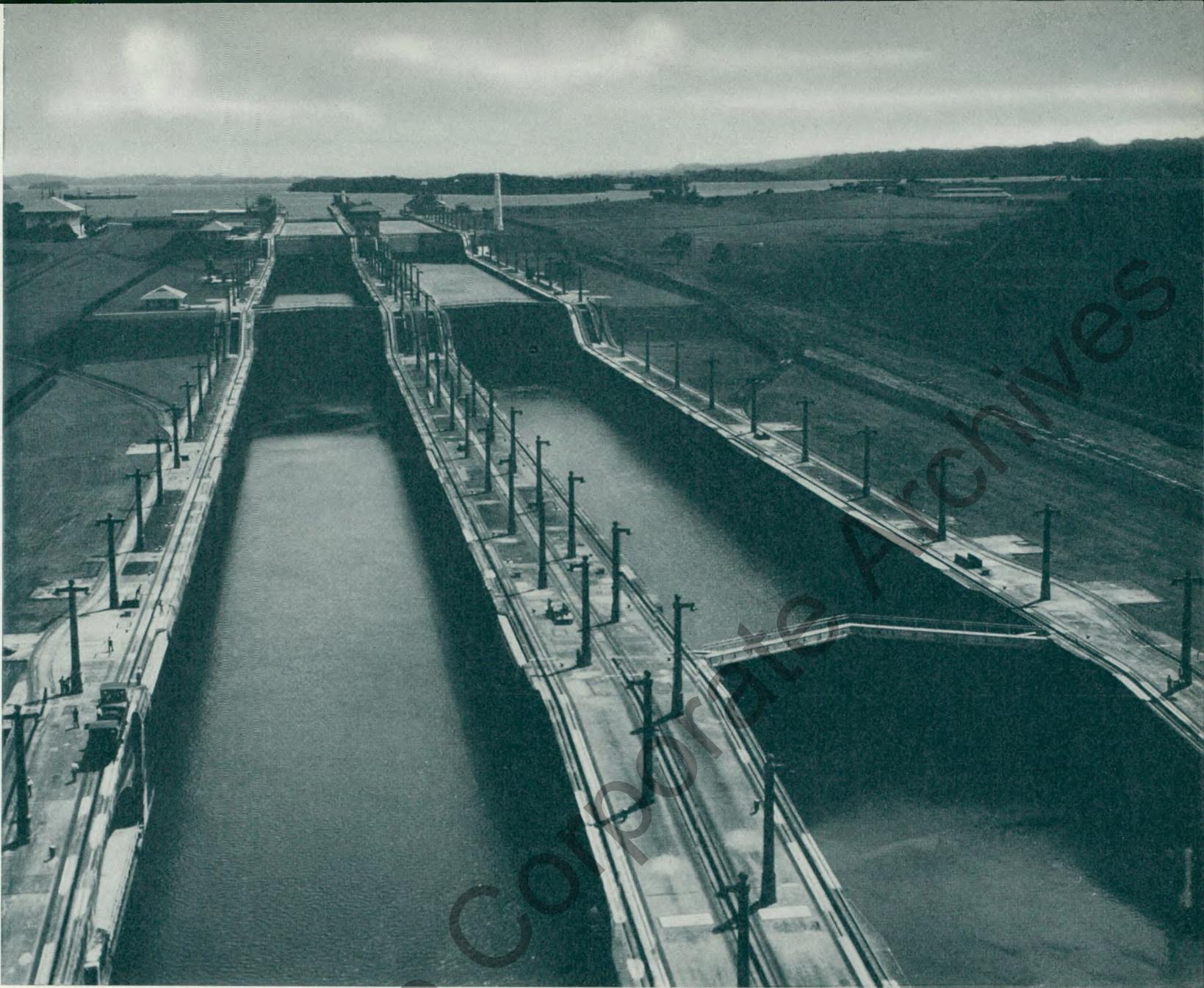
Der bisherige Verlauf des Krieges in Fernost zeigt eine klare militärische und kriegswirtschaftliche Überlegenheit der Japaner. Wenn ihnen trotzdem nach zwei Kampffahren der endgültige Sieg bis heute nicht gelungen ist, so hat das im wesentlichen folgende Gründe: Erstens war sich die japanische Regierung bei Ausbruch des Konfliktes über das Kriegsziel nicht klar. Zweitens entschloß sie sich nur nach schweren inneren Kämpfen (Kabinettsumbildung), von der im ersten Kriegsjahre geübten vorsichtigen und zögernden Kriegsführung zum zahlenmäßig großen militärischen Einsatz überzugehen. Drittens überschätzten die Japaner ihre eigene militärische Stärke und unterschätzten die der Chinesen. Viertens täuschten sich die Japaner schließlich über die Geschlossenheit und die Kraft des erwachten chinesischen Nationalismus.

Die für den bisherigen Kriegsverlauf festgestellte kriegswirtschaftliche Überlegenheit der Japaner erklärt sich zunächst aus dem größeren kriegswirtschaftlichen Effektiv Japans. Dagegen liegt die eigentliche Schwäche der chinesischen Kriegswirtschaft in dem für die Führung eines modernen Krieges viel zu kleinen kriegswirtschaftlichen Effektiv Chinas. Trotz aller Bemühungen gelang es Marschall Tschiang-Kai-Schek nicht, das hohe kriegswirtschaftliche Potential Chinas in der Vorkriegs- und Kriegszeit schnell und umfassend in das Effektiv umzuwandeln. Eine Industrie, insbesondere eine qualitativ und quantitativ hochleistungsfähige Rüstungsindustrie, läßt sich nicht einfach aus dem Boden stampfen; zu ihrem Aufbau bedarf es vielmehr eines vieljährigen Zeitraumes.

Das für beide Staaten gleich wichtige Einfuhrproblem konnte bisher — mit mehr oder weniger großen Schwierigkeiten — gelöst werden. Dabei zeigte sich die äußere Kriegsfinanzierung Chinas im ersten Kriegsjahre unerwartet günstig, während sich die Japaner unter dem Druck der Verhältnisse zu einem Wandel in ihren Außenhandelsfinanzierungsmethoden entschließen mußten. Im zweiten Kriegsjahre entwickelte sich die Finanzsituation in der umgekehrten Richtung. Die chinesischen Devisen- und Edelmetallquellen begannen infolge des Ausfuhrückganges und der Gebietsverluste spärlicher zu fließen. Ob sich ein völliger Ausgleich durch das Erhalten ausländischer Kredite ermöglichen läßt, erscheint auf die Dauer zweifelhaft. Hinzu kommt, daß sich die verkehrswirtschaftliche Seite des Außenhandels in China — im Gegensatz zu Japan — fortgesetzt verschlechtert hat und seit dem Fall Kantons zu einer nur schwer lösbaren Aufgabe geworden ist. — Die japanische Finanzlage erfuhr dagegen durch die Beherrschung und Ausnutzung der chinesischen Gebiete und die Neuregelung des Außenhandels eine Erleichterung.

Des weiteren erhält die Kriegswirtschaft Japans durch die Eroberung der reichen chinesischen Landesteile eine sich dauernd vergrößernde Basis, während die wirtschaftliche Wehrkraft Chinas durch diese Verluste mehr und mehr eingeengt, wenn auch nicht entscheidend getroffen wurde.

Günstig für die japanische Kriegswirtschaft wirkt sich weiter aus, daß Japan das Gesetz des Handelns in der Hand hat und damit in der Lage ist, das Tempo der Kampfhandlungen den kriegswirtschaftlichen Möglichkeiten — die ja unter Umständen auch von außen empfindlich beeinflusst werden können — anzupassen. Die Chinesen sehen sich umgekehrt gezwungen, ihre Kriegswirtschaft im Rahmen des ihnen von den Japanern diktierten Tempos aufzubauen. Daß ihnen hierfür im ersten und auch noch im zweiten Kriegsjahre relativ viel Zeit blieb, war ein glücklicher Umstand, der sich aus der anfänglichen vorsichtigen und risikolosen Kriegsführung der Japaner erklärt, der sich jedoch in der Zukunft in entgegengesetzter Richtung entwickeln kann.



Lichtbild: Mauritius.

Der Panamakanal.

Von deutscher Pionierarbeit in Übersee.

Von Dr. Rudolf Klecker.

Dr. Rudolf Klecker, Schriftleiter der D.Z., Berlin, hat kürzlich eine Studienreise nach Mittelamerika unternommen. Aus den interessanten Eindrücken, die Herr Dr. Klecker auf dieser Fahrt sammeln konnte, geben wir nachstehend einen Auschnitt wieder. Die Ausführungen dürften gerade für die Leser unserer Zeitschrift von besonderem Interesse sein, da im Rahmen dieses Aufsatzes eine technische Hochleistung der Deutschen Eisenwerke, Scheller Verein, behandelt ist, in denen die Biezereiinteressen unserer Werke zusammengefaßt sind.

Die erste Durchfahrt eines Schiffes durch den Panamakanal, der in zehn harten Baujahren 487 Millionen Golddollar verschlang, ging im Leben des Völkerringens in Europa verloren. Von jenem Tag an aber sind Mittelamerika und die karibische Inselwelt nach einem langen Dornröschenschlaf seit der glanzvollen Epoche der Konquista und des spanischen Kolonialimperialismus immer stärker wieder in den Brennpunkt des Weltinteresses gerückt worden. Zwangsläufig, denn die neue Verkehrsstraße an der Landbrücke zwischen Nord- und Südamerika ist vor allem strategisch und wirtschaftlich immer mehr zur Hauptschlagader der Nordamerikanischen Union geworden. Ebenso wie an anderen Knotenpunkten der Hochstraßen des Weltverkehrs, so in

Singapore, Gibraltar und Suez, konzentriert sich auch um Panama jetzt die auf Sicherung bedachte Machtfülle eines großen Staates, und eine Vielzahl von bedeutsamen Maßnahmen der letzten Jahrzehnte auf außenpolitischer und wirtschaftlicher Ebene sind darauf abgestellt gewesen, diesen Einfluß ständig zu erhöhen. So braucht es auch nicht wunderzunehmen, daß die ichtmischen Staaten in zunehmendem Maße wirtschaftlich von Nordamerika her erobert worden sind. Der USA-Dollar dominiert in wichtigen Produktions-, Handels- und Verkehrsunternehmungen, ja ganze Geschäftszweige, wie die Bananenkulturen, Eisenbahn-, Flug- und Schifffahrtslinien, sind von den Nordamerikanern fast monopolisiert. Dieser Interessenkampf, von dem auch der deutsche



Schluchzübergang.

Lichtbild: Faber.

Handel und deutsches Kapital in erster Linie betroffen werden, dauert noch bis in die jüngste Zeit an, und man kann wirklich nicht sagen, daß er von amerikanischer Seite immer mit fairen Mitteln geführt worden ist. Die aus dem Vorstoß der Vereinigten Staaten sich ergebende finanzielle Abhängigkeit der kleinen lateinamerikanischen Republiken von ihrem großen Bruder im Norden ist angesichts der Winzigkeit dieser Staatengebilde gleichbedeutend mit politischer Hörigkeit, die mehr oder minder verhüllt von Zeit zu Zeit zum Ausdruck kommt. Eifersüchtig machen die Yankees darüber, daß diese wirtschaftliche und politische Hegemonie nicht angetastet wird. Das fällt ihnen in diesen Ländern um so leichter, als vor allem die rassistischen Gegensätze und der erst in den Anfängen stehende kulturelle Aufstieg die Entwicklung eines einheitlichen nationalen Willens, der die Gesamtheit der mittelamerikanischen Schwesterstaaten umfassen könnte, zumindest sehr verzögern. (Der zeitweilig vorhandene, jedoch immer nur lose Zusammenhang der fünf zentralamerikanischen Staaten — Guatemala, Honduras, Nicaragua, Kostarika und Sal-

vador — in den „Vereinigten Staaten von Mittelamerika“ besteht jedenfalls auch heute nur auf dem Papier.)

Eine Ausnahme macht vielleicht Kostarika, obwohl es mit seinen 50 000 Quadratkilometern — kaum so groß wie Bayern — und mit seinen 600 000 Einwohnern zu den kleinsten Märkten Lateinamerikas gehört. Aber dieses Land trägt seinen Namen „reiche Küste“ mit vollem Recht. An den atlantischen und pazifischen Niederungen blüht die Plantagenwirtschaft in Faranen, Kakao, Zuckerrohr und Reis, während in dem gemäßigten Klima der Hochländer unter anderem der vorzüglichste Kaffee der Welt gedeiht und eine bedeutende Viehwirtschaft entwickelt worden ist. Ausschlaggebend aber für die stärkere politische, wirtschaftliche und kulturelle Initiative dieses Zwergstaates ist die Tatsache, daß sich hier, im Gegensatz zu dem Mischcharakter in den meisten anderen lateinamerikanischen Staaten, die überwiegende Mehrheit der weißen, spanisch-europäischen Bevölkerung ziemlich rein erhalten hat. Nur in den heißen Küstenniederungen ist der Einfluß einer farbigen, meist aber negroiden



Rohrbrücke in der Schlucht bei Terrees.

Lichtbild: Faber.

Mischbevölkerung unvermeidlich. Alle mittelamerikanischen Staaten firmieren politisch als Demokratien. Praktisch ist dies aber nur graue Theorie, denn mit einer Ausnahme sitzen in dem Präsidentenpalais sogenannte „Regierungen der starken Hand“, das heißt Diktatoren, die der zügellosen Parlamentarismus, die ebenfalls ein Erbsüßel der heißblütigen Tropenmenschen zu sein scheint, die nötige Reserve auferlegen. Die Ausnahme bildet wiederum Kostarika, dessen vom Volk gewählter Präsident — soweit bei einer derartigen Wahl sich überhaupt westliche Maßstäbe anwenden lassen — sich als ein Führer von Format erwiesen hat, der sich ohne Scheu und Schutz inmitten seiner Landesränder bewegen kann. Kampf gegen Korruption, Einsatz für sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg sind die Kernpunkte eines erfolgreichen politischen Programms der letzten Jahre gewesen. Besonders unverkennbar ist der kulturelle Fortschritt dieses schönen, von Touristen gern besuchten Landes, und Kostarika rühmt sich mit Stolz, das Volk zu sein, das mehr Volksschullehrer als Soldaten hat.

Das Deutschtum hat in ganz Mittelamerika im Laufe eines halben Jahrhunderts eine beachtliche Position erringen können, die zwar nicht zahlenmäßig, aber einflußmäßig zur Geltung kommt. Seit Generationen sind hier deutsche Einwanderer Pioniere eines bemerkenswerten wirtschaftlichen und kulturellen Fortschritts gewesen. Auch heute noch stehen vereinzelt Deutsche an der Spitze wichtiger Verwaltungszweige oder in der Leitung großer Produktions- und Handelsgesellschaften. Der deutschen Initiative verdankt Mittelamerika vor allem den Anbau des Kaffees, der mehr oder weniger in allen diesen Staaten neben der Banane und dem Kakao das schicksalhafte Exportgut geworden ist. In einzelnen Ländern, vor allem aber in Guatemala, befindet sich auch heute noch die Mehrzahl der großen Kaffeeplantagen in deutschem Besitz. Im Kampf um die Verengstellung in den zentralamerikanischen Absatzgebieten ist Deutschland — ähnlich wie in Südamerika — der schärfste Mitbewerber der Nordamerikanischen Union geblieben. Leider mußte vor allem im Kaffeegeschäft der deutsche Handel aus desertechnischen Gründen in jüngster



Am
Nikaraguasee.

Lichtbild:
Atlantis-Verlag, Berlin.

Zeit wichtige Positionen räumen. In diese sind die Vereinigten Staaten eingezogen, und es ist nicht so bald damit zu rechnen, daß sie hier wieder zum Auszug veranlaßt werden.

Trotz des scharfen amerikanischen Wettbewerbs ist es aber in den letzten Jahren gelungen, gestützt auf die Qualität deutscher Werkmannsarbeit, eine Reihe von großen wirtschaftlichen Projekten für die heimische Industrie zu erkämpfen. In diesem Zusammenhang dürfte es besonders die Leser dieser Zeitschrift interessieren, daß das Rohmaterial für ein finanziell zwar nicht allzu bedeutendes, aber wegen seiner technischen Kühnheit interessantes Bauwerk, nämlich die Errichtung einer 88 Kilometer langen außerirdischen Fernwasserleitung in Kostarika von einer Betriebsgesellschaft der Vereinigten Stahlwerke, und zwar der Deutschen Eisenwerke A. G., Werk Schalker Verein, Belsenkirchen, geliefert wurde. Über die Durchführung dieses Bauwerkes in dem knappen Zeitraum von sieben Monaten schrieb der zur Unterstützung der Verlegearbeiten von diesem Werk entsandte Ingenieur Ferdinand Haber wie folgt: „Die Fernwasserleitung zur Versorgung der Hafensstadt Pun-

arenas an der pazifischen Küste in Kostarika mit einer Länge der Hauptleitung von 88 Kilometer, mit Durchmessern von 300, 275, 250 und 225 Millimeter, ist unter außerordentlichen Gelände-, Arbeits- und Betriebschwierigkeiten, wie sie in Deutschland nicht vorkommen, erbaut worden. Die Rohrleitung besteht aus im Schleuderverfahren hergestellten gußeisernen Druckmuffenrohren. Die Verbindung der Rohre erfolgt mittels Schraubmuffe und zu einem kleinen Teil mit Kollgummidichtung. Der Betriebsdruck in der Leitung beträgt bis zu 20 atü.“

Dieser knappe Bericht läßt die ungeheuren Schwierigkeiten, die zu bewältigen waren, jedoch nur ahnen. So mußten Flüsse durch kühne Seilbrücken überquert oder die Rohre in tropischen Flussbetten, Sumpfgeländen und an gefährlichen Steilhängen verlegt werden. Zum Ruhm deutscher Technik, der Güte deutscher Eisengußzeugnisse und der Kühnheit deutscher Ingenieure kann festgestellt werden, daß nach vierjähriger Betriebszeit die für tropische Verhältnisse großartige Fernwasserleitung heute wie am ersten Tag zur vollsten Zufriedenheit der kostarikanischen Regierung, die den Bau vergab, arbeitet.



Baumfarne in den Urwäldern Napiris.

Sichtbild: Ullrich Verlag, Berlin.

Kaffee, Alkohol, Tabak.

Von Dr. med. W. Ziethoff.

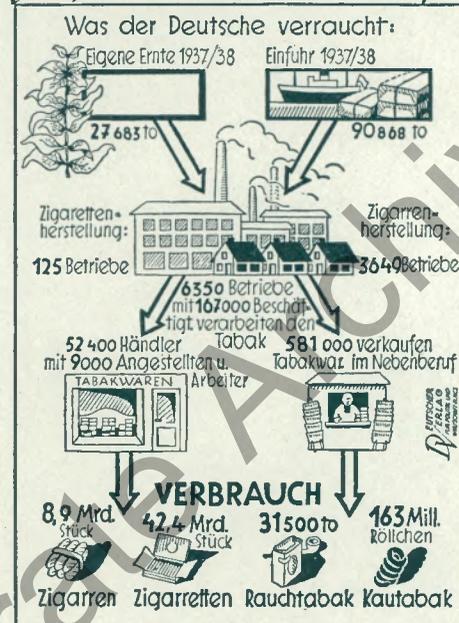
Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat sich der Mensch Genußgifte einverleibt. Die Frage, was Genußgifte sind, ist nicht so leicht zu beantworten. Es kann vieles zu Gift werden, was zur täglichen Nahrung gehört, wenn es in zu großen Mengen genossen würde. So ist zum Beispiel das Solanin, ein chemischer Bestandteil der Kartoffel, in großen Mengen isoliert genommen, Gift. Die so sehr beliebten süßen Mandelkerne enthalten Zyankali, das schon in ganz kleinen Dosen ein sicher wirkendes Gift ist. Fünf bis sechs Eßlöffel unseres Kochsalzes auf einmal genommen genügen, um einen Menschen mit einem Schläge zu töten.

Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren. Es wird deshalb aber niemanden einfallen, dem Menschen den Genuß von Kartoffeln, Mandelkernen usw. zu verwehren. Wir erkennen schon aus dieser Aufzählung, daß eine Giftwirkung auf den Körper nicht so sehr vom Stoff (Material) abhängig ist, sondern erst durch seine Menge zum Gift für den Organismus wird.

Sie ersehen weiter aus dieser Einleitung, daß vom ärztlichen Standpunkt aus nichts gegen einen vernünftigen Gebrauch der in unseren Breiten am häufigsten gewählten reinen Genußmittel Kaffee, Alkohol, Tabak einzuwenden sein wird.

Auf der anderen Seite hat sich aber vielfach gezeigt, daß eine Reihe von Menschen wahllos Mißbrauch mit diesen Genußmitteln tagtäglich treibt. Leider wird oft die schädigende Wirkung der im Übermaß zugeführten Mittel zu spät erkannt. Es muß wohl an der Einschränkung des persönlichen Bewegungsdranges in mannigfacher Hinsicht liegen, am immer wieder vom Lebenskampf geforderten Verzicht auf eigene Gefühle und deren Pflege, daß so viele Menschen in sklavische Abhängigkeit von Genuß-

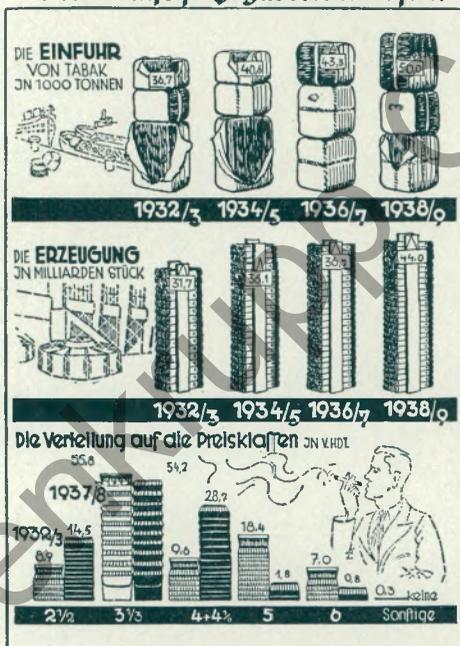
für 2,6 Mrd. Mark „Blauer Dünst“!



Muß das sein?

Das deutsche Volk verbraucht jährlich an Zigaretten-, Zigaretten- und Pfeifentabak Werte in Höhe von 2,6 Milliarden Reichsmark. 8,9 Milliarden Zigaretten, 42,4 Milliarden Zigaretten und 31 500 Tonnen Rauchtobak wurden im letzten Steuerjahre verbraucht, und von dem Gesamtverbrauch an Tabak in Höhe von nahezu 120 000 Tonnen stammte nicht einmal ein Viertel aus der eigenen Ernte. Die großen Mengen an Devisen, die dafür ins Ausland fließen, könnten zu einem großen Teile bestimmt nutzbringender angewandt werden, und auch die vielen Arbeitskräfte, die im Tabakgewerbe tätig sind, könnten zu einem großen Teile zu volkswirtschaftlich wichtigeren Arbeiten eingesetzt werden.

Die Deutsche Zigarettenindustrie



Die Entwicklung des Zigarettenverbrauchs.

Seit der Machtübernahme stieg die Erzeugung an Zigaretten von rund 32 Milliarden auf 44 Milliarden, also um ein Drittel. Dementsprechend ist auch die Tabakeinfuhr an Zigaretten tabaken gestiegen und sind auch in erhöhtem Maße Devisen dafür ins Ausland geflossen. Die Kaufkraftsteigerung der letzten Jahre zeigt sich vor allem auch darin, daß die teureren Sorten, insbesondere die Mittelsorten von 4 und 4 1/8 Pfennig, ihren Anteil am Gesamtverbrauch besonders stark steigern konnten. Der Verbrauch an Zigaretten stieg allein seit 1932 bis heute von 480 auf 670 Stück pro Kopf der Bevölkerung. Allein für Zigaretten wurden im vergangenen Jahre 1 1/2 Milliarden Reichsmark ausgegeben. Eine Einschränkung des Zigarettenverbrauches würde die Devisenbilanz außerordentlich entlasten.

gigten geraten. Die Zivilisation, deren wir uns durch Vereinfachung unserer Lebenshaltung bedienen sollten, beherrscht uns in Wirklichkeit und trägt gewiß einen großen Teil der Schuld an der gesteigerten Genußsucht unserer Zeit. Es ist sonst unverständlich, daß eine so große Anzahl selbst reifer und vernünftiger Menschen der Genußsucht so wenig Widerstand entgegenzusetzen vermag. Vielfach wird jede Warnung wegen der Schädlichkeit dieser Mittel damit abgetan: „Ein Läßchen Kaffee, etwas Alkohol oder Tabak schaden mir doch nichts.“

Wie verhält es sich nun mit der Schädigung für den menschlichen Organismus bei Kaffee, Alkohol, Tabak?

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum zu glauben, daß die Schädigungen des Organismus durch die Genußgifte erst dann zu ihrer Abstellung oder Einschränkung zwingen, wenn das Herz angegriffen ist. Man muß unbedingt wissen, daß jeder Organschädigung durch Gifte zunächst eine Störung des allgemeinen Stoffwechsels vorausgeht. Das fein abgestimmte Spiel der Drüsen, denen im normalen Stoffwechsel als Erzeuger wichtiger Wirkstoffe eine überragende Rolle zukommt, gerät ins Schwanken. Die Abwehrmaßnahmen des Körpers — über Gebühr im Kampf mit den stetig zugeführten Giften angestrengt — versagen. Wenn der Körper nicht mehr in der Lage ist, das zugeführte Gift auszuschleiden, wenn der Stoffwechsel in seinen normalen Beziehungen zum Gewebe, zu den Drüsen und Organen gestört ist, dann kommt es zu den Organschädigungen. Diese Organschädigung braucht sich nun nicht zuerst am Herzen bemerkbar zu machen, sondern kann in jedem Organ auftreten. Sie ist abhängig von der Körperveranlagung und einer evtl. vorhandenen besonderen Schwäche eines Organs. Wer also zum Beispiel einen empfindlichen Magen oder Darm hat, kann sich hieran weitgehende lang-

dauernde Erkrankungen durch ein Übermaß der oben erwähnten Genußgifte zuziehen, ehe er am Herzen das geringste spürt.

Wollte man eine Gradeinteilung der Schädlichkeit vornehmen, so ist der Kaffee noch am wenigsten schädlich. Auf eine gute Tasse Kaffee fallen im Durchschnitt 16 Kaffeebohnen. Diese enthalten 0,08 Gramm Koffein. Die tödliche Dosis des Koffeins liegt bei sechs bis acht Gramm oder bei 60 bis 80 Tassen Kaffee, die kein Mensch auf einmal zu trinken vermag. So ergibt sich die Schädlichkeit erst bei anhaltendem Mißbrauch von Kaffee. Eine obere oder untere Grenze für ein verträgliches Maß ist hierbei schlecht festzulegen, weil auch die individuelle Verträglichkeit eine Rolle spielt. Die Vergiftungserscheinungen zeigen sich in Herzklopfen, Pulsbeschleunigung, Schlaflosigkeit und seelischen Erregungszuständen.

Wer sowieso an diesen Symptomen leidet, wird sie durch den Genuß von Kaffee erheblich steigern und muß also den Kaffee ganz lassen. Magenübersäuerung wird durch Kaffeegenuß vermehrt und zwingt ebenfalls zur Enthaltensamkeit. Hier und da mal ein Zubiel an Bohnenkaffee schadet nicht sonderlich, da das Koffein sehr bald aus dem Körper ausgeschieden wird. Erst ein häufiges Übermaß ist schädlich und sollte streng vermieden werden.

Umgekehrt darf nicht verkannt werden, daß das Koffein im Kaffee eine belebende Wirkung auf den durch Arbeit und Sport ermüdeten Organismus ausübt und über manche „schwache“ Stunde hinwegzuhelfen vermag. Ja, bei gewissen Herzerkrankungen kann es sogar aufbauen und heilen helfen. Die Erfahrungen in der ärztlichen Praxis zeigen im allgemeinen, daß Kaffee mit Maß und Ziel genossen — eine Verträglichkeit vorausgesetzt — dem Organismus nicht schädlich ist.

Anders liegt die Wirkung beim Alkohol. Wenn Kaffee ein belebendes Getränk ist, so wirkt Alkohol berauschend. Es geht auf bestimmte Gehirnzentren, und zwar lähmt es die als Bremsen bei den körperlichen Funktionen eingeschalteten Zentralstationen. Durch diese Aufhebung der Bremswirkung sind die größere Beweglichkeit, die gesteigerte Redegewandtheit und das erhöhte Selbstbewußtsein in der ersten Phase des beginnenden Alkoholrausches zu erklären. Der lähmende Charakter des Alkoholgiftes zeigt sich bei weiterem Genuß bald in vermehrten Lähmungsercheinungen, da seine Wirkung auch auf die anderen Nervenzentren übergeht. Die Bewegung wird jetzt langsamer, die Sprache steifer und das Denkvormögen läßt erheblich nach. Mit einem tüchtigen Rater wird der Geß am anderen Tage bezahlt. Das wäre alles nicht so schlimm. Wesentlich zu wissen ist aber die Tatsache, daß sich die schädigende Wirkung des Alkohols summiert. Darin liegt seine große Gefahr. Und so tauchen oft erst nach langen Jahren scheinbarer guter Verträglichkeit mehr oder minder großer Mengen Alkohol Krankheitsercheinungen auf. Diese sind vielleicht zum Stillstand zu bringen, aber nur leider selten zu heilen. Im Vordergrund stehen die Herz- und Gefäßstörungen (Arterienverfälschung) und in deren Folge oft eine nicht heilbare Erkrankung der Niere (Schrumpfniere). Die Säufereleber, ebenfalls eine Spätfolge des Alkoholmißbrauches ist ärztlich sehr gering zu beeinflussen.

Die verschiedenartige Wirkung von Kaffee und Alkohol auf den menschlichen Organismus, erklärt die bekannte Tatsache, daß das eine zum Gegengift des anderen werden kann. So wird ein tüchtiger Alkoholrausch wenigstens vorübergehend durch einen starken Kaffee wesentlich gemildert.

Wirkt der Kaffee belebend und der Alkohol lähmend auf den Organismus,

so übt das Nikotin eine doppelte Wirkung auf den Menschen aus, wie wir gleich feststellen werden.

Das Nikotin ist eines der schwersten Pflanzengifte und wurde früher häufig zu Giftmorden mißbraucht. Die tödliche Dosis beträgt 0,05 Gramm. Aber den reinen Nikotinetrakt einer einzigen Zigarre in die Blutbahn gespritzt, bringt schon unfehlbaren Tod. Ein großer Teil des Nikotins wird beim Verbrennen zerstört, so daß beim Rauchen einer Zigarette 0,0002 Gramm und bei einer mittelschweren Zigarre 0,0008 Gramm Nikotin in den Körper gelangen. Diese Zahlen sind nicht auf die Goldwaage zu legen. Der Gehalt des Nikotins schwankt je nach Rasse des Tabakblattes oft erheblich. Aber das Nikotin wird im Körper größtenteils längere Zeit zurückgehalten und nur langsam ausgeschieden. Dadurch summiert sich seine Anhäufung und damit seine Wirkung im Körper.

Die Giftwirkung des Nikotins beim Menschen besteht darin, daß es auf die Nerven der Eingeweide zunächst erregend und in höheren Dosen lähmend wirkt. Also, wie schon angedeutet, haben wir es mit einer doppelten Wirksamkeit des Giftes zu tun. Außerdem werden von der Lähmung Gefäß- und Atemzentrum betroffen. Die akute Nikotingerkung besteht aus Herzklopfen, Erbrechen, Durchfall, Zittern, Schwindel und Schweißausbruch. Vielseitiger sind die Erscheinungen der chronischen Rauchergerkung bei starken Rauchern. Rachenkatarrh, Appetitlosigkeit, unregelmäßiger Puls, Zittern, Nervenschmerzen (Ischias z. B. verschlimmert sich), Abnahme des Gedächtnisses und der Sehkraft. Es kommen heute eine Menge junge Leute in die Sprechstunde, die über heftige Magenschmerzen klagen, die einzig und allein auf Nikotinmißbrauch zurückzuführen sind.

Die medizinische Prüfung der Wirkung dieser besprochenen Genußgifte auf den menschlichen Körper zeigt also, daß Bohnenkaffee belebend, Alkohol berauschend und lähmend und Tabak sowohl erregend als auch lähmend wirken.

Zusammenfassend läßt sich nachweisen, daß durch chronischen Mißbrauch der Genußgifte die Abwehrmaßnahmen und Sicherungen des Körpers langsam durch-

brochen werden. Demgemäß treten auch die Veränderungen im Stoffwechsel und in den Organen zögernd auf. Kleine Unpäßlichkeiten, geringe ziehende Schmerzen in den Nerven, ein leichter Druck auf Magen oder Herz werden erst kaum wahrgenommen und lästig empfunden. Erst wenn solche oder andere Erscheinungen häufiger auftreten oder nicht weichen wollen, wird vielleicht ein Arzt aufgesucht. Das Tragische der Erkrankungen durch Genußgifte liegt darin, daß niemand eher von ihnen lassen will oder kann, bis wirklich handfeste Veränderungen in seinem Organismus oder in seinen Leistungen den Menschen dazu zwingen.

Es ergibt sich aber von allein, daß die Genußmittel Kaffee, Alkohol, Tabak für den gesunden Menschen zur Erhöhung seines Wohlbefindens im gewissen Umfange durchaus berechtigt sind.

Lassen Sie sich nicht abschrecken, mit vollem Genuß Ihre gewohnte Tasse Bohnenkaffee zu trinken, mit Wohlbehagen ein paar Zigaretten zu rauchen oder nach getaner Arbeit einen Schoppen zu heben. Es liegt bei Ihnen, durch Maßhalten und Vernunft Ihren Organismus vor Schädigungen zu bewahren. Denken Sie in diesem Zusammenhang daran, was Paracelsus bereits vor 300 Jahren sagte: „Alle Dinge sind Gift, nichts ist ohne Gift; allein die Dosis macht, daß ein Ding kein Gift ist.“

Branntweinverbrauch



Der Branntweinverbrauch steigt wieder an.

Vor dem Kriege betrug der Trinkbranntweinverbrauch pro Kopf der Bevölkerung noch 2,8 Liter Alkoholgehalt. Bis zur Nachkriegszeit war er auf die Hälfte zurückgegangen und im Krisenjahr 1932/33 nahezu auf den vierten Teil. Nunmehr ist im letzten Jahre der Verbrauch wieder auf 1,25 Liter je Kopf der Bevölkerung angestiegen, eine Tatsache, die nicht sehr erfreulich ist. Das deutsche Getreide und Obst kann besser verwertet werden, als zur Herstellung von Trinkbranntwein.

Die früheren Männer.

August Serbaes.

Zur Wiederkehr seines Todestages am 12. Juli.

Am 16. September 1852 wurde der „Phoenix, anonyme Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb“ mit einem Kapital von 1,5 Millionen Taler gegründet. Seine Werke lagen in Ruhrort, Bergeborbeck, Kupferdreh und Eschweiler-Aue. Hier wurden Roheisen, Stahl, Gußwaren und Walzwerkserzeugnisse hergestellt. Erzgruben an Sieg, Lahn, Rhein, Mosel und Ruhr sowie einige Kohlenzechen im Ruhrgebiet sorgten für die Sicherstellung der Rohstoffgrundlage des Unternehmens. Mit allen diesen Einrichtungen gehörte der Phoenix zu den bedeutendsten Eisenwerken seiner Zeit. Die gegebenen Rohstoffe genügten im allgemeinen den Anforderungen nach Güte und Menge; die Einrichtungen arbeiteten zufriedenstellend, so daß sich auch die Erzeugnisse großer Beliebtheit erfreuten. Die Gunst der allgemeinen Entwicklung jener Zeit kam hinzu, um die Erfolge des Unternehmens auch nach außen in die Erscheinung treten zu lassen. Aber dann brach die Krise von 1857 herein, die eine starke Preisfällung für alle Eisenerzeugnisse mit sich brachte. Und nun zeigte sich, daß die große Entfernung zwischen den einzelnen Arbeitsstätten bei den damaligen mangelhaften Verkehrsverhältnissen einmal eine Unsicherheit in der Belieferung der voneinander abhängigen Erzeugungsläze mit sich brachte, zum andern aber die Waren mit übermäÙigen Frachtkosten belastete. In richtiger Erkenntnis der Lage entschloÙ man sich, wenigstens diese inneren Fehler des Phoenix durch eine gründliche Umgestaltung und Erneuerung der Betriebseinrichtungen zu beseitigen. Diesem Bestreben stand aber die Unzulänglichkeit der geldlichen Mittel entgegen. Durch die Verschärfung der Krise im Jahre 1859 schien der Zusammenbruch des hoffnungsvollen Unternehmens unvermeidlich.

Jedoch wurde es durch die Maßnahmen einsichtsvoller Geldgeber möglich, das Schlimmste abzuwenden. Zwar mußte das Aktienkapital stark zusammengelegt werden. Aber die Ausgabe neuer Aktien im Jahre 1860 ermöglichten es, die bereits begonnenen Verbesserungen der Betriebseinrichtungen planmäÙig durchzuführen. Die einzelnen Werke wurden so eingerichtet, daß sie möglichst selbständig wurden und Frachtkosten sparen konnten. Auch die Verwaltung wurde umgestaltet. Sie verlegte ihren Sitz von Köln nach Ruhrort und bestand hinfort statt aus elf nur noch aus drei Mitgliedern. Ende 1859 war in diese Verwaltung August Serbaes eingetreten.

Geboren zu Düsseldorf am 31. Dezember 1832, besuchte Serbaes das Gymnasium zu Elberfeld und studierte in Heidelberg, Bonn und Greifswald die Rechte. Nach mehrjähriger juristischer Tätigkeit wurde er — wie schon bemerkt — zum Phoenix berufen als „Direktor für juristische und wirtschaftliche Angelegenheiten.“ In dieser Stellung bewährte er sich so außerordentlich durch seine geistige Überlegenheit und sein ruhiges, ausgleichendes Wesen, daß er schon wenige Jahre darauf zum Generaldirektor ernannt wurde. Die Entwicklung des Phoenix in den 1860er Jahren bis zur Krise von 1873 verrät den Einfluß seiner starken Hand. Leider wurde der Schritt von der Puddelstahl- zur Flußstahlerzeugung zu spät getan. Schuld war daran hauptsächlich die Schwierigkeit in der

Beschaffung phosphorarmer Erze, die das Bessemer-Verfahren verlangte. Als das Bessemerstahlwerk im Juli 1873 in Betrieb kam, konnte es die günstige Wirtschaftslage nicht mehr ausnutzen. Das Siemens-Martin-Stahlwerk wurde erst im November des gleichen Jahres, ein neues Walzwerk erst im Mai 1874 betriebsfähig. Der im Herbst 1873 einsetzende wirtschaftliche Niedergang machte eine lohnende Ausnutzung dieser kostspieligen Betriebseinrichtungen zunichte. Dazu kamen die Konturse von Strausberg sowie einer Baufirma, die dem Phoenix rund zwei Millionen Mark kosteten. Trotz aller mißlichen Umstände hat Serbaes das Schiff des Phoenix glücklich durch die hochgehenden Fluten der wirtschaftlichen Schwierigkeiten hindurchgesteuert und hat unter dem Druck der Aufgaben, die diese Zeit von ihm zu lösen verlangte, eine Lehre durchgemacht, der er vielleicht seine späteren Erfolge verdankt.

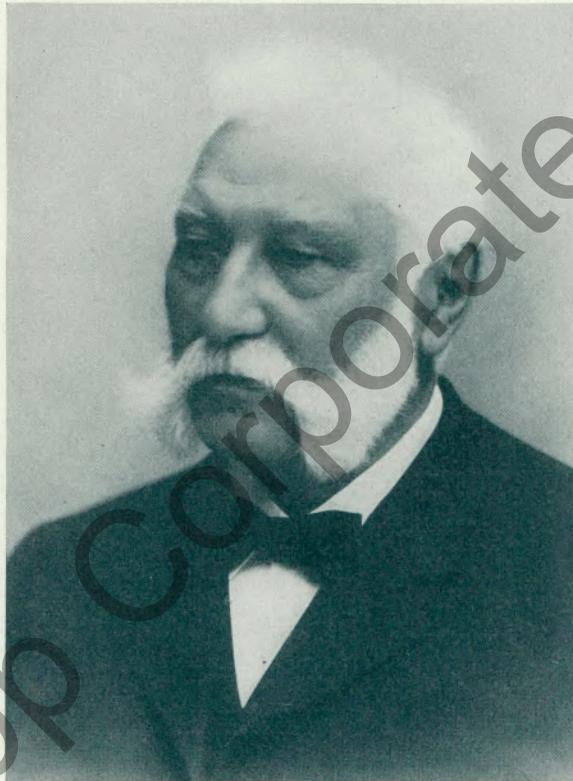
Die achtziger Jahre dienten beim Phoenix ganz besonders dem Ausbau und der Vervollkommnung der Anlagen. Hier ist vor allem die Umwandlung des Bessemer- in das Thomas-Verfahren zu erwähnen. Die Thomas-Lizenz wurde im Jahre 1881 erworben, der erste Thomaskonverter am 18. August 1884 in Betrieb genommen. Die Hochofenanlagen erfuhren in diesem Zusammenhang eine weitgehende Erneuerung. In Ruhrort wurden vier, in Bergeborbeck ein neuer Hochofen angeblasen. In Eschweiler-Aue kam 1887 ein Siemens-Martin-Stahlwerk mit vier Öfen in Betrieb.

Serbaes krönte seine Tätigkeit beim Phoenix mit der Angliederung der „Westfälischen Union“ im Jahre 1898, die hauptsächlich Stabeisen, Draht, Blech und Bandstahl herstellte. Nach dreiundvierzigjähriger Tätigkeit schied er Ende 1902 aus der Leitung des Werkes aus, ohne jedoch in den „Ruhestand“ zu treten. Nach wie vor blieb er seiner, schon seit Jahrzehnten betriebenen Mitarbeit in den wirtschaftlichen Verbänden treu.

Genannt seien hier nur die Schienen, Radsatz- und Schnellengemeinschaften sowie der Roheisenverband. Immer und immer wieder übertrug man ihm in diesen Verbänden den Vorsitz, den er mit einer seltenen Objektivität handhabte, die sich auch darin zeigte, daß er bei schwierigen Verhandlungen selbst die Interessen des von ihm vertretenen Werkes zurückzustellen bereit war. Besondere Verdienste erwarb sich Serbaes um die deutsche Zollpolitik. Er hatte in den 1870er Jahren die Folgen der Aufhebung der Eisenzölle beim Phoenix miterlebt. Als Vorsitzender der „Nordwestlichen Gruppe des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller“ machte er vom Westen her den ersten Vorstoß gegen diese unselige Politik.

Im April 1914, also im 82. Lebensjahre, legte er endlich alle Ämter nieder, um den Spätabend seines reichen Lebens in Gernsbach im badischen Schwarzwald zu verleben. Hier ist er im 91. Lebensjahre am 12. Juli 1923 sanft entschlafen.

Schrifttum: Geschichte, Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Phoenix, Hoerde 1912; Nachruf von Wilhelm Deumer in Stahl u. Eisen 43 (1923) S. 1126; Serbaes-Jubiläum in Mitt. d. Ver. z. Wahrung d. gemeinf. wirtsch. Int. 1899, S. 209/13; Die Serbaes-Feier am 3. Januar 1903; ebenda 1903, S. 11/14; P. Steller: Führende Männer des rhein.-westf. Wirtschaftslebens, Berlin 1930.



August Serbaes (1832 bis 1923).



Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders bemerkenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Im Bunawerk.

Aus der „Frankfurter Zeitung“.

Ein Omnibus fährt vom Hauptbahnhof in Halle anfangs durch graue Vorortstraßen, dann durch das freie, ebene Gelände in einer Viertelstunde vor die beiden schmucken Minkerbauten, die das Portal des Bunawerkes Schkopau flankieren. Man hat dieses modernste Werk der deutschen großtechnischen Chemie, das zugleich ein ausgesprochenes Vierjahresplanwerk ist, planvoll in einem Wurf dahingestellt. Allenthalben verrät es aber das Streben nach äußerster Beschleunigung der Fertigung und nach schnellem Einfaß einer gesicherten Erzeugung im großen, und seine weitläufige Anlage gibt jeder künftigen Entwicklungsmöglichkeit Raum. Die Weiträumigkeit der Anlage, die die einzelnen Fabrikationsgruppen oft Hunderte von Metern auseinanderückt und dazwischen Platz für künftige Bauten — für weiteren Ausbau oder für verwandte Betriebe — freiläßt, ist einer der stärksten Eindrücke, den der Besucher gewinnt. Nicht minder eindrucksvoll ist das Bestreben, schon in der Planung den Kampf gegen Staub, Rauch, Ruß und sonstige Luftverunreinigungen, die ehemals als unvermeidliche Begleiterscheinungen chemischer Großbetriebe galten, energisch aufzunehmen. Man hat dazu die von Ost nach West gerichteten Hauptstraßen mit den staubentwickelnden Betrieben in windgünstige Richtung zusammengelegt und reichlich bemessene, wirksame Absaugeanlagen in den Gebäuden selbst vorgesehen.

Das alles tritt schon besonders augenfällig in dem großen Karbidwerk in Erscheinung, das den rohstoffmäßigen Anfangs- und Ausgangspunkt des Werkes bildet. Denn man geht hier bei der Herstellung des Butadiens, des Hauptvorproduktes des Buna-Kunstkauschuks, vom Karbid aus, einer aus Koks und Azkalk im elektrischen Lichtbogenofen erzeugten Verbindung. Demgemäß liegen die Karbidöfen, zu einem Bau zusammengefaßt, als die Massenverbraucher der Rohstoffe an den Hauptgleisanlagen und an den Anschlüssen am Wasserweg; ganz allgemein entfernen sich die Produkte um so mehr von dieser Verkehrsader, je weiter sie in der chemischen Veredelung fortschreiten. Die Karbidöfen sind zugleich große Stromverbraucher, deshalb laufen auch von den mitteldeutschen Braunkohlenkraftwerken hier die Überlandleitungen als die Hauptenergiezubringer der Bunafabrikation zusammen. Die Öfen, die in diesem Karbidwerk arbeiten und noch gebaut werden, sind Errungenschaften der neuesten technischen Elektrothermie. In kontinuierlichem Betrieb läßt ein solcher Ofen den weißglühenden Flüssigkeitsstrom des fertigen Karbids in eine geneigte, von außen wassergefüllte Trommel gelangen; der Stoff durchwandert diese Bahn, wobei er erkaltet und zu kleinen Stücken zerspringt und verläßt sie als kleinstückiges Karbid. Kennzeichnend ist die weitgehende Staubbefreiheit dieses Betriebes, kennzeichnend sind auch die wenigen Menschen, die diese großen Produktionseinheiten bedienen. In einem Seitenraum liegt der Kommandostand, in dem die Meß-, Regel- und Steuerorgane zweier Ofeneinheiten zusammenlaufen und von dem aus ein Meister die Öfen überwacht und zugleich bedient. Auf der gegenüberliegenden Seite befindet sich ein Garderobe-, Wasch- und Brauseraum für die wenigen noch an den Öfen tätigen Arbeiter.

Der Grundsatz weitgehender Mechanisierung der Prozesse und ihrer Überwachung und Regelung von zentralen Bedienungsständen durch hochwertige und erfahrene Fachkräfte tritt überall in Erscheinung. Das Karbid gelangt staubfein vermahlen in eine Entwicklungsanlage, in der es durch Einwirkung von Wasser in gasförmiges Acetylen übergeführt

wird. Auch hier zentrale Überwachung und Bedienung der Apparaturen, neuzeitliche Vergasung mit trockenem als Rückstand anfallendem gelochtem Kalk, der als landwirtschaftlicher Dünger verwendet wird, aber auch zu einem gewissen Anteil nach erneutem Brennen wieder in den Karbidprozeß zurückgelangt.

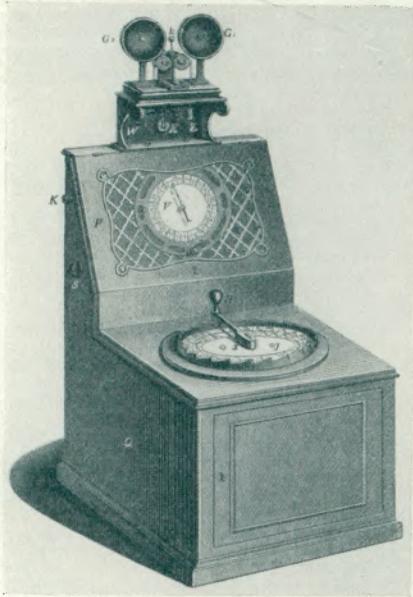
Aus dem Acetylen entsteht in mehreren Stufen das Butadien in verschiedenen, räumlich getrennten Anlagen. Eindrucksvoll ist das Bild einer solchen Anlage, etwa der ersten Stufe, die aus dem Gas durch katalytische Anlagerung von Wasser Acetaldehyd entstehen läßt: ein schmales, hohes und langes Gebäude mit Ziegeldach, doch ohne Umfassungswände, ist angefüllt von haushohen Kolonnen und Rohrleitungen, Einheit für Einheit wiederholt sich planvoll nebeneinander. Eindrucksvoll ist auch der Aufbau einer Rektifizieranlage für die saubere Trennung der Reaktionsprodukte vom Ausgangsstoff und den Nebenerzeugnissen der Umsezung. Die isolierten Kolonnen, denen Wind und Wetter nichts anzuhaben vermögen, stehen im Freien, die Pumpen und sonstigen empfindlicheren Anlagenteile sind dahinter in halboffener Anlage angeordnet, und rückwärts liegen die zentralen Bedienungsstände mit den Meß- und Steuergeräten. Auch hier mechanisierter, von hochwertigen Fachkräften überwachter und gesteuerter Betrieb.

Butadien und ein weiteres, ebenfalls im Werk erzeugtes Vorprodukt namens Styrol gelangen schließlich in den Polymerisationsbetrieb, den eigentlichen Kern des Werkes. In Wasser emulgiert werden sie hier als weiße, milchartige Flüssigkeit dem eigenartigen Vorgang der Molekülezusammenballung unterworfen, die aus den gasförmigen und flüssigen Ausgangsstoffen das feste, zähe und elastische Material entstehen läßt, das als Buna S verarbeitet wird. Die technische Bewältigung dieses schwierigsten Abschnittes der Kunstkauschukfabrikation, die sich aus einer Unzahl von Einzelversuchen in Form bestimmter Erfahrungsgrundsätze herausgeschälte, ist eine ausgesprochene Pionierleistung der heutigen technischen Chemie, auch in apparativer Hinsicht.

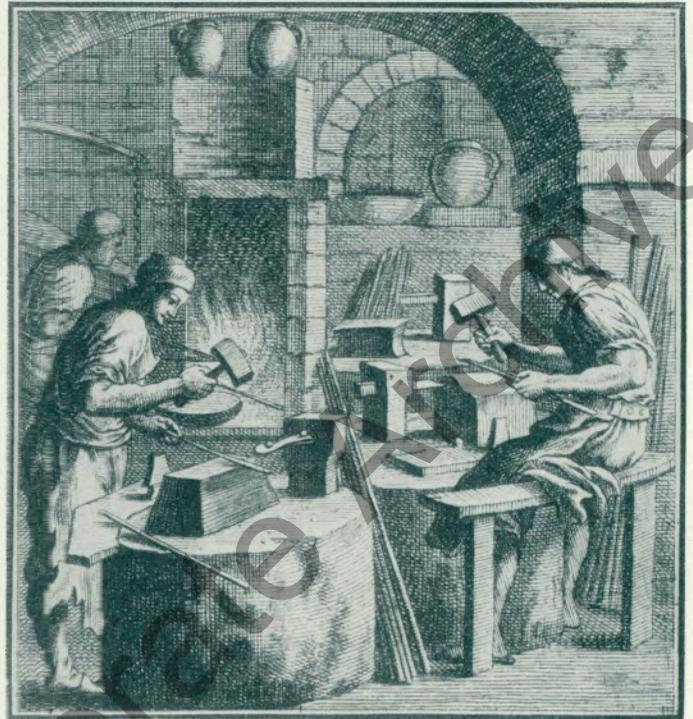
Für das Auge unverändert, doch chemisch grundlegend verwandelt, strömt die Emulsion schließlich der letzten Aufarbeitungsstufe zu. In diesem letzten Betrieb setzt man ihr Essigsäure zu, ebenso wie es der Pflanzler in den Tropen mit der Milch des Gummibaumes macht. Und aus der milchartigen Flüssigkeit fällt weiß und käsigtrockig der Kunstkauschuk aus. Auch dieser Vorgang vollzieht sich kontinuierlich, der Niederschlag wird auf einer Art Papiermaschine zu einem breiten, dünnen Band ausgebreitet, er wird in dieser Form auf dem Sieb der Maschine sorgfältig ausgewaschen, zwischen Pressen verdichtet und im Durchlauf durch eine Trockenkammer getrocknet. So entsteht ein gleichmäßiges, einige Millimeter starkes Bunafell, das schließlich dicht auf Rollen gewickelt und versandfertig verpackt wird.

Bei allen technischen und apparativen Vervollkommnungen, die das Werk zeigt, ist doch das wichtigste Moment für den schnellen Aufbau dieses in rund drei Jahren erstellten und ohne jedes Vorbild entwickelten Anlage der ungehemmte Einfaß allen chemischen Wissens und Könnens, das in einer wissenschaftlichen Entwicklung von mehreren Jahrzehnten gesammelt und errungen worden ist. So betrachtet, ist das Buna-Werk ein Ergebnis der Forschung auf lange Sicht, die die Grundlage aller technischen Lösungen der heutigen Chemiewirtschaft in großem Maßstab bildet.

Technische Gedenktage.



Zeitlegraph
von Siemens-Halske, 1857.
Aus Werner Siemens: Wiss. u. techn. Arbeiter.
2. Bd. Berlin 1891.



Aus Christoph Weigel:
„Abbildung der „Gemein-Nützlichen Haupt-Stände“.
Regensburg 1698.

30. 7. 1814 wurde zu Hamburg Johann Georg Halske geboren. Er kam in die Lehre zu einem Berliner Mechaniker, ging aber später wieder nach Hamburg. 1844 gründete er in Berlin mit Böttcher eine mechanische Werkstätte, zu deren Kunden auch der Artillerie-leutnant Werner Siemens gehörte. Halske gab im Jahre 1847 seine bisherige Teilhaberschaft auf und gründete mit Werner Siemens die „Telegraphenbauanstalt Siemens & Halske.“ Halske erfaßte die Siemens'schen Pläne und Entwürfe mit seltenem Feingefühl und über-trug sie in die Praxis, wobei sie vielfach erst durch die Gestaltungs-gabe Halskes den richtigen Wert erhielten. Nachdem er 20 Jahre mit Siemens zusammengearbeitet hatte, trat er aus dem Unternehmen aus, weil es ihm zu groß geworden war. Er konnte es nicht vertragen, daß Fremde in seinem Geschäft schalteten und walteten.

2. 7. 1644 wurde zu Kreenheinstetten im südlichen Baden als Sohn eines Bauwirts Johann Ulrich Megerle geboren, der als bekannter Wiener Kanzelredner unter dem Namen Abraham a Santa Clara bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stand und als Urbild des Kapuziners in Schillers Wallensteins Lager anzusehen ist. Neben vielen anderen Schriften erschien von ihm in drei Bänden (Würzburg 1699/1711) „Etwas für Alle, Eine kurze Beschreibung allerley Standes-, Amts- und Gewerbs-Verfahren“. In diesem Buche werden 94 Berufsarten beschrieben und durch sauber gestochene Bilder von Christoph Weigel dargestellt, die dieser bereits ein Jahr vorher (1698) unter dem Titel „Abbil-dung der Gemein-Nützlichen Haupt-Stände“ veröffentlicht hatte. Man darf aber wohl vermuten, daß Abraham a Santa Clara der Ver-fasser der jedem Bilde beigegebenen Verse ist, da diese ganz in seinem Sprachstile gehalten sind.



Das Flugzeug „Blériot XI“, mit dem sein Konstrukteur den Kanal überflog.
Aus: Génie civil 55 (1909).

25. 7. 1909 wurde zum erstenmal der Kanal zwischen Frankreich und Eng-land durch Louis Blériot überflogen. Diese kühne Tat führte er auf einem selbstkonstruierten Flugzeug „Blériot Nr. XI“ aus, das bei einer Länge von 8 m eine Spannweite von 8,60 m hatte und durch einen dreizylindrigen Motor angetrieben wurde. Der von Blériot zurück-gelegte Weg zwischen Calais und Dover betrug einschließlich der auf dem Lande überflogenen Strecken 45 km, wozu er 30 Mi-nuten benötigte. Er hatte also eine Geschwindigkeit von 20 m je Sekunde.

Der Nussknacker

Kettenrätsel.

In die leeren Felder sind Silben so einzusetzen, daß sich in jeder waagrechtsten Reihe zwei ineinandergreifende Wörter ergeben, die die Mittelsilbe B gemeinsam haben. Die einzelnen Wörter bedeuten:

	A	B	C
1			
2			
3			
4			
5			
6			
7			
8			
9			

AB: 1. Getreidespeicher. 2. Musikinstrument. 3. Verkehrsmittel. 4. Chiemals deutsche Provinz. 5. Raubvogel. 6. Pflanzenwelt. 7. Hohlmaß. 8. Mädchenname. 9. Eternbild.

BC: 1. Erotische Blume. 2. Gefundes Denkvermögen. 3. Römisches Bekleidungsstück. 4. Radiodarbietung. 5. Vogel. 6. Fehdtdegen. 7. Gewaltherrschaft. 8. Festkleidung. 9. Teil der Wirbelsäule.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben bei A und die Endbuchstaben bei C von oben nach unten gelesen je ein für die deutsche Kriegsmarine bedeutungsvolles geschichtliches Ereignis.

C. A. J.

Silbenfüllrätsel.

Wer langt ... ha stet ... den das heiß .. gehr .. ziel le auf den me .. dem zu das ziel ... ge ...

Aus den unten alphabetisch aufgeführten Buchstabengruppen sollen Silben gebildet und diese Silben alsdann an Stelle der Punkte entsprechend eingesetzt werden, damit man einen Ausspruch von D. v. Leizner richtig lesen kann. Zu beachten ist, daß jede Punkteferie eine Silbe bedeutet und jeder einzelne Punkt einem Buchstaben entspricht.

be - eht - el - el - ent - fl - ge - gen - kom - let - mt - ra - stil - str - te - ver - vi - vi - wer - wer - zt.

C. A. J.

Buchstabenzusatzrätsel.

Jedem der nachfolgenden unvollständigen Wörter sollen an Stelle der einzelnen Punkte die entsprechenden fehlenden Buchstaben eingesetzt werden, damit man die einzelnen Begriffe richtig lesen kann. Diese eingefügten Buchstaben in waagerechter und fortlaufender Reihenfolge gelesen, ergeben einen Einspruch.

E. elst. hlwerk	.ta. .i. en	.tahlv. .f
Epat. . . ens. ein	. . . inkhle	.homa. schlacke
Len. le. hauer	.ortmun.
. . . fen	. . . spu. z. rei	.iete

H. J.

Rösselsprung.

	li	der	nicht	frei	un			
chen	te	keit	te	männ	ver	des	hal	dem
lich	see	sohl	süh		ten	und	ist	na
schen	ge	sterb	ne		te	mens	von	ber
un	fei	men	den		twer	ten	rung	son
der	auf	die	dee		glau	derri	heu	nung
gei	get	schnitt	ben			und	em	die
durch	an	ster	glau		fühlt	re	der	sich
di	ler	den	gen		auf	fest	kraft	por
ber		ben	den		ra	sich		stut
er	freu	ü				gen	zu	in

*

Lösungen aus dem Mai II-Juni-Heft.

Rösselsprung.

„Fehl dir die Lust zu dem, was heut du sollst vollenden, So hüt dich, alsbald davon dich abzuwenden; Greif' es nur rüstig an, so kehrt die Lust wohl ein, Wird Liebe zum Beruf dein mächt'ger Antrieb sein!“

Bilderrätsel.

Sprichwort im Versteck.

Mit Gold kauft man weder Jugend noch Verstand.

Silbenrätsel.

1. Kaukasus. 2. Insurgent. 3. Nominativ. 4. Dynamo. 5. Emil. 6. Kenjavi. 7. Radius. 8. Erzenter. 9. Ironie. 10. Charivari. 11. Theoderich. 12. Universität. 13. Murnau. 14. Individuum.

„Kinderreichtum ist Volkereichtum.“

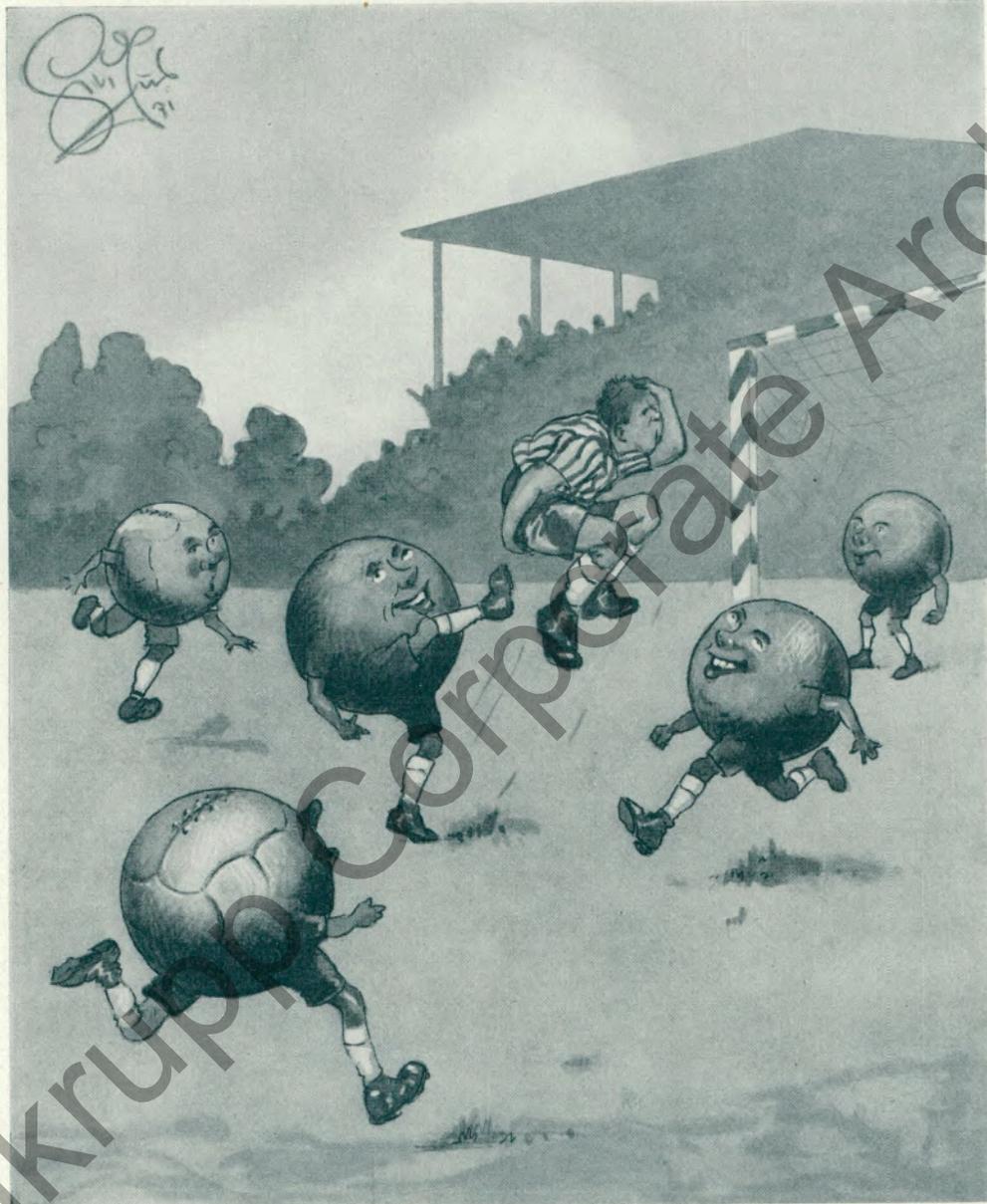
*

Die Quelle.

Die Erzählung „Das Sterben der Kathedralen“ entnahmen wir dem Werk „Das war das Ende“ von Bruno Brehm, das den zweiten Band der mit dem Nationalen Buchpreis ausgezeichneten „Trilogie über den Weltkrieg“ bildet. Die anderen beiden Bände sind „Apis und Gste“ und „Weder Kaiser noch König“. Gesamtauflage 172000. Preis je Band in Leinen 3,80 RM. Erschienen im Piper-&Co.-Verlag, München.

Die Botanisierrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Spottvögel



Revanche-
spiel.

Nach einer Zeichnung
von E. Debus.

Flora: „Glaubst du, daß man auf einem ganz kurzen Spaziergang alle seine Bekannten auf einmal treffen kann?“

Dora: „Ganz bestimmt. Du brauchst nur deinen ältesten Mantel anzuziehen, den Hut von der vorigen Saison aufzusetzen und ein paar heruntergefallene Maschen in den Strümpfen zu haben.“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

Köchin: „Gnä' Frau, es müssen Mäus' in der Speisekammer sein!“
„Ja, und was für welche! Eine hat sogar ihren Säbel drin stehen lassen!“
(Illustrierter Beobachter.)

Lante Thekla aus Luttlau war zu Besuch gekommen. Der kleine Manfred betrachtete sie mit Staunen. Vor allem die große Granatbrofche, die an Lantes Bluse prangte, hatte es ihm angetan. Endlich fragte er zögernd: „Lante, warum trägst du eigentlich den Rückstrahler vorne?“
(Illustrierter Beobachter.)

Besuch: „Entschuldigen Sie, bitte, wohnen hier im Hause außer Ihnen noch andere Künstler?“
Kunstmaler: „Daß ich nicht wüßte! Es wohnen hier nur noch ein paar Herren, die malen.“
(Berliner Illustrierte Zeitung.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlicher Hauptschriftleiter W. Debus, Düsseldorf, i. B.: Erika Günther, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Reichstraße 20.
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 1 02 11, Fernverkehr 1 02 31.

„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Reichstraße 20, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.